DIE 12 BÜCHER

Digitized by the Internet Archive
in 2024

https://archive.org/details/diewolfbucher0000herm

DIE 12 BÜCHER

Die zwölf Bücher

Herausgegeben von Carl Seelig, Zürich

Erste Reihe

Hermann Hesse

Kleiner Garten

Leipzig. E. P. Tal & Co. Verlag · Wien

Kleiner Garten

Erlebnisse und Dichtungen

von

Hermann Hesse

1919

Leipzig · E. P. Tal & Co. Verlag · Wien

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1919 by E. P. Tal & Co. Verlag
Leipzig und Wien

Hermann Hesse: Kleiner Garten

Der Leser

Es war ein Mann, der hatte schon in früher Jugend sich aus dem Lärm des Lebens, der ihm Furcht machte, zu den Büchern zurückgezogen. Er lebte in seinem Haus, dessen Zimmer mit Büchern angefüllt waren, und hatte kaum einen Umgang und Verkehr, außer mit seinen Büchern. Es schien ihm, da er von der Leidenschaft für das Wahre und Schöne ergriffen war, weit richtiger zu sein, daß er mit den edelsten Geistern der Menschheit in nahem Umgang lebe, als sich den Zufälligkeiten und den zufälligen Menschen auszusetzen und hinzugeben, die das Leben ihm sonst etwa zugetragen hätte.

Seine Bücher waren alle aus der alten Zeit, von den Dichtern und Weisen der Griechen und Römer, deren Sprachen er liebte, und deren Welt ihm so klar und wohlgestaltet schien, daß er oft kaum begriff, warum die Menschheit diese hohen Pfade längst verlassen und so viel Irrsale dafür eingetauscht habe. In allen Dingen des Wissens und des Dichters hatten jene Alten das Beste schon getan, es war später Weniges mehr hinzugekommen, etwa Goethe, und wenn die Menschheit inzwischen Fortschritte gemacht hatte, so war es nur auf den Gebieten, die ihn nicht berührten und ihm entbehrlich schienen, im Bauen von Maschinen und Kriegswaffen und im Verwandeln des Lebendigen in das Tote, im Verwandeln der Natur in Zahlen oder in Geld.

Ein klares, gleichmäßiges, stilles Leben führte dieser Leser. Er ging durch seinen kleinen Garten, Verse von

Theokrit auf den Lippen, er sammelte Sprüche der Alten und ging ihre schönen Gedankenwege, namentlich die des Plato, nachgenießend mit. Manchmal empfand er in seinem Leben eine gewisse Armut und Einschränkung, allein er wußte von den alten Weisen, daß nicht Vielerlei glücklich mache, und daß in Treue und Selbstbeschränkung der Kluge sein Heil finde.

Einst erfuhr dies ungetrübte Leben eine Unterbrechung dadurch, daß der Leser auf einer Reise, die er nach einer Bibliothek des Nachbarstaates unternahm, einen Abend in einem Theater verbrachte. Es wurde ein Drama von Shakespeare aufgeführt, den er wohl von den Schulen her kannte, aber nur eben so, wie man die Dinge auf Schulen kennen lernt. Nun saß er in dem hohen dämmernden Hause, etwas bedrückt und gestört, denn er liebte Menschenansammlungen nicht, aber bald fand er sich angerufen und hingerissen durch diese Dichtung. Er erkannte, daß die Darsteller ihre Sache nur mäßig machten, und war überhaupt kein Freund des Theaters, aber durch dies alles hindurch traf und stach ihn ein Strahl, eine Kraft, ein mächtiger Reiz, den er noch nie gekostet hatte. Betäubt lief er nach dem Schluß des Dramas aus dem Hause, setzte pflichtgemäß seine Reise fort, und brachte von ihr alle Werke des englischen Dichters mit nach Hause. Da las er nun, den Lear, den Othello, den Romeo, und all diese Stücke, und ein Sturm von Leidenschaft, Dämonie und phantastischem Leben drang auf ihn ein. Im Taumel vergingen ihm die Tage, glücklich empfand er, daß ein neues Stück

Welt ihm erschlossen worden sei, und lange Zeit lebte er in Haus und Garten, beständig umgeben von den Gestalten dieses unbegreiflichen Dichters, der alles auf den Kopf zu stellen schien, was die Griechen festgestellt, und der dennoch Recht und Gewalt hatte.

Zum erstenmal war seine Welt durchbrochen, war Luft von draußen in seine Ruhe gedrungen — oder war es nicht eher etwas in ihm innen, das erwacht war und mit unruhigen Flügeln schlug? Wie war dies merkwürdig, wie war dies neu! Dieser Dichter, der doch auch schon lange tot war, schien gar keine Ideale zu haben, oder ganz andere als die der Alten, ihm schien die Menschheit kein Gedankentempel zu sein, sondern ein Meer voll von Stürmen, auf welchem zuckende Menschen dahin trieben, selig in ihrem Hingenommensein, trunken von ihrem Schicksal! Diese Menschen bewegten sich wie Sternbilder, jeder im vorbestimmten Schwung seiner Bahn, mit unverminderter Wucht, mit ewigem Drang, auch wo die Bahn in Absturz und Untergang führte.

Als endlich der Leser wie ein Erwachender nach einem Bacchanal wieder sich auf sich selbst und das Ehemals besann und zu seinen Lateinern und Griechen zurückkehrte, da schmeckten sie anders, schmeckten ein wenig fade, ein wenig alt, ein wenig fremd. Darauf versuchte er es mit einigen Büchern von heutigen Dichtern. Die gefielen ihm aber nicht, es schien sich alles um kleine Dinge zu drehen, es schien alles nur halb ernstgemeint zu sein.

Den Hunger nach großen, neuen Reizen und Aufrüttelungen aber wurde der Mann nicht mehr los. Wer

sucht, findet. Und so war das Nächste, was er fand, ein Buch von einem Norweger, namens Hamsun. Ein sonderbares Buch, und ein sonderbarer Dichter. Dieser Mensch schien sein Leben lang — es hieß, er lebe noch — sich allein und stürmisch in der Welt umher zu treiben, ohne ein Ziel, ohne eine Weltanschauung, halb verwöhnt und halb verwildert, auf ewiger Suche nach einem Gefühl, das er da und dort für Augenblicke im Zusammenklang seines Herzens mit der umgebenden Welt zu finden schien. Dieser Dichter gestaltete keine Menschenwelt wie Shakespeare, er sprach sichtlich nur von sich selbst. Aber an vielen Stellen überfiel den Leser eine tiefe Rührung und oft ein bitteres Weh, und manchmal mußte er auf eine neue Art plötzlich lachen. Welch ein Kind war dieser Dichter, welch ein trotziger Knabe war er! Aber er war herrlich und wer ihn las, fühlte Sternschnuppen fallen und hörte ferne Brandungen donnern.

Er fand ein dickes Buch, das ‚Anna Karenina' hieß, und dann Gedichte von Richard Dehmel. Und er fand wenig später die Bücher von Dostojewski. Es war, seit er mit Shakespeare begonnen hatte, als liefe die Dichtung ihm nach, als käme da und dort, sobald er eine Leere zu spüren begann, gerade das durch Magie entgegen, was jetzt zu ihm sprechen, was er jetzt empfinden konnte. Er weinte und lag schlaflos über diesen russischen Büchern, er schleuderte den Horaz von sich und gab eine Menge von seinen alten Büchern weg. Eines fiel ihm dabei in die Hand, ein lateinisches, das er früher wenig

geschätzt hatte. Jetzt legte er es beiseite und las es bald. Es waren die Bekenntnisse des Augustinus. Von ihm kehrte er wieder zu Dostojewski zurück.

Eines Tages gegen Abend, er hatte sich müde gelesen und fühlte Augenschmerzen, war auch nicht mehr jung, da fiel er in Nachdenken. Über einem seiner hohen Bücherschäfte stand von früher her in Goldschrift das griechische Wort, welches bedeutet: Erkenne dich selbst! Das arbeitete in ihm. Denn er kannte sich selbst nicht, er wußte nichts mehr von sich. Er ging jede erfüllbare Spur zurück, er suchte mit Inbrunst nach den Zeiten, da ihn ein Vers von Horaz beglückt, ein Gesang des Pindar ihn beseligt hatte. Damals hatte er, aus jenen alten Büchern her, in sich etwas gewußt, was Menschheit hieß, er war mit den Dichtern Held, Herrscher, Weiser gewesen, er hatte Gesetze gegeben und Gesetze geachtet, und in herrlicher Würde war er, der Mensch, aus der Wirrnis der seelenlosen Natur hervorgetreten, dem klaren Licht entgegen. — Nun aber hatte er nicht nur Räuber- und Liebesgeschichten gelesen und Freude dran gehabt, nein, er hatte mitgeliebt, mitgemordet, mitgeweint, mitgesündigt, mitgelächelt, er war in Abgründe des Verbrechens, der Not, der irren flatternden Instinkte und Gelüste geraten, er hatte mit zuckender Wonne im Gräßlichen und Verbotenen gewühlt!

Sein Nachdenken ergab keine Früchte. Bald hing er wieder fiebernd über seltsamen Büchern. Er schlürfte die lasterhafte Luft aufregender Geschichten von Oskar Wilde, er verlor sich in die wehmütig skeptischen Sucherwege

Flauberts, er las Gedichte und Dramen junger und jüngster Dichter, welche allem Geordneten und Bürgerlichen, allem Griechischen und Klassischen todfeind schienen, welche Auflehnung und Anarchie predigten, Häßlichstes verherrlichten, Furchtbarstes belächelten. Und er fand: auch sie hatten irgendwie Recht, auch das war im Menschen, auch das mußte sein. Es war Lüge, das zu verheimlichen. Es war Lüge, sich um das ganze blutige Chaos des Lebens zu drücken.

Eine große Abspannung und Ermüdung folgte. Es gab keine Bücher mehr, die ihm entgegenkamen, in denen Neues, Mächtiges ihn anrief. Er war krank, er fühlte sich alt und betrogen.

Ein Traum zeigte ihm seinen Zustand. Er träumte: Er war damit beschäftigt, eine hohe Mauer aus lauter Büchern aufzurichten. Sie wuchs empor, er sah nichts als sie, es war seine Aufgabe, alle Bücher der Welt hier zu einem großen Bau aufzustapeln. Da plötzlich geriet ein Teil des Gebäudes ins Wanken, Bücher glitten hinweg, rumpelten ins Bodenlose, ein seltsames Licht fiel durch klaffende Lücken herein, und jenseits der Büchermauer sah er etwas Ungeheures, sah er in Licht und Dunst ein riesiges Chaos, einen Knäuel von Gestalten und Bildungen, Menschen und Landschaften, Sterbende und Gebärende, Kinder und Tiere, Schlangen und Soldaten, brennende Städte und untergehende Schiffe, Schreie und wildes Jauchzen klangen herüber, Blut floß, Wein strömte, Fackeln strahlten grell und frech — und er erwachte, und sprang auf, von einem

schweren Druck auf dem Herzen gepeinigt, und wie er im Mondlicht verstört in seinem stillen Zimmer stand, die Bäume hinterm Fenster und das Buch auf dem Nachttisch erkannte, da spürte er plötzlich alles:

Er war betrogen, er war um alles betrogen! Er hatte gelesen, er hatte Seiten umgedreht, er hatte Papier gefressen — ach und dahinter, hinter der schändlichen Büchermauer, war das Leben gewesen, hatten Herzen gebrannt, Leidenschaften getobt, war Blut und Wein geflossen, war Liebe und Verbrechen geschehen. Nichts von alledem hatte er in Händen gehabt, nichts als dünne flache Schatten auf Papier, in Büchern!

Er ging nicht erst wieder zu Bett. Er rannte, flüchtig angekleidet in die Stadt, lief durch hundert Straßen im Laternenschein, sah in tausend blinde schwarze Fenster, lauschte an hundert geschlossenen Türen. Der Morgen kam, die Gassen erwachten, wie ein übriggebliebener Trunkener irrte er durch das bleiche Morgenlicht, ein kränklich bleiches Mädchen nahm ihn mit sich.

In ihrer Kammer saß er, auf einem ärmlichen Bett, über dem ein japanischer Fächer aufgespannt war, voller Staub und Spinnweb. Er saß und sah, wie sie mit seinen Talern spielte, und wieder nahm er ihre Hand und sagte: „Laß mich nicht allein, du! Hilf mir! Ich bin alt, ich habe niemand als dich. Bleib bei mir! Vielleicht habe ich nichts mehr zu erwarten als Krankheit und Tod, aber wenigstens das will ich auskosten, wenigstens leiden und sterben will ich selber, will ich mit meinem eigenen Herzen. Wie bist du schön! Tut es

weh, wenn ich dich anfasse? Nein? O du bist gütig. Denke, ich war mein Leben lang begraben, in lauter Papier begraben! Weißt du, wie das ist? Nicht? Desto besser! O wir wollen noch leben, wir wollen leben! Ist die Sonne schon aufgegangen? Zum erstenmal werde ich die Sonne sehen!"

Das Mädchen lächelte, streichelte seine unruhigen Hände und hörte zu. Sie sah im grauen Morgenlicht verfallen und elend aus. Aber sie lächelte, und sie sagte: „Ja ja, ich werde dir helfen. Sei nur ruhig, ich werde dir schon helfen."

Nocturne

Die Kerze ist verlöscht. Das Klavier ist verstummt. Durch die dunkle Stille treibt der süße Duft der Teerose, die im Gürtel der Klavierspielerin hängt. Die Rose ist überreif und beginnt schon zu zerfallen, abgewehte blasse Blätter liegen wie matte helle Flecken am Boden.

Und Stille ... Von der Wand her saust ein summender Saitenton — eine Saite meiner Geige hat nachgelassen. Und wieder Stille.

Fragend beginnt am Klavier ein halber Akkord.

„Soll ich noch?"

„Ja."

„Die Nocturne Es-Dur?"

„Ja."

Chopins Es-Dur-Nocturne beginnt. Das Zimmer verwandelt sich. Die Wände entfernen sich nach allen Seiten, die Fenster wölben hohe Bogen und die hohen runden Bogen sind mit Baumwipfeln und Mondschein gefüllt. Die Wipfel neigen sich alle gegen mich her und jeder fragt: „Kennst du mich noch?" Und das Mondlicht fragt: „Weißt du noch?"

Meine Hand fährt über meine Stirn hin. Aber das ist nicht meine Stirn mehr, die harte, faltige, mit den starken Brauen. Das ist eine feine, glatte Kinderstirn mit darüber gekämmten seidigen Kinderhaaren, und meine Hand ist eine kleine, glatte Kinderhand, und draußen rauschen die Bäume im Garten meines Vaters.

In dieser Halle bin ich hundertmal gesessen, diese hohen

Bogenfenster und diese hellen, hohen Wände kennen mich wohl. Und aufhorchend erlausche ich leise Klaviermusik — das ist meine Mutter, die in ihrem hohen, duftenden Zimmer spielt. Ich höre zu und nicke und habe kein Verlangen, zu ihr hinüber zu gehen, sie wird bald ungerufen kommen und mich zu Bette bringen. Doch scheint mir die Musik an diesem Abend besonders schön und traurig zu sein. Sie verklingt nun fast ganz, sie wird zaghaft, leise und immer trauriger. Und jetzt ist sie zu Ende — oder nein, sie beginnt schon wieder, verändert, aber nicht weniger traurig. Mich schmerzt der Kopf, ich schließe die Augen. Diese Musik! Ich öffne die Augen wieder, Mondlicht, Park und Kinderzeit sind nicht mehr da.

Wir sind in einem hellen, schmucken Saal, eine Dame am Klavier und ich mit meiner hellbraunen Geige. Wir spielen. Wir spielen rasch im eiligsten Takt und spielen eine fiebernde Tanzmelodie. Das Gesicht der schönen Dame ist vom Spielen schwach gerötet, ihr Mund ist ein wenig geöffnet, in ihren blonden Haaren schimmert das Kerzenlicht. Und ihre feinen, langen Hände greifen leicht und rasch. Ich muß sie küssen, sobald das Spiel zu Ende ist.

Das Spiel ist zu Ende. Die schlanken Frauenhände liegen laß in meinen, und ich küsse sie langsam, erst die linke und dann die rechte, die zarten Gelenke und die dünnen biegsamen Finger. Darüber lächelt stolz und ruhig die Dame, zieht beide Hände langsam zurück und beginnt wieder zu spielen. Brillant, kühl, verächtlich und stolz. Ich bücke mich nieder, bis mein Haar ihr duftendes

Haar berührt. Ihr Blick fragt kühl und sonderbar herauf. Ich flüstere lang. Sie schüttelt still den Kopf.

„Sag ja!"

Sie schüttelt den Kopf.

„Du lügst! Sag ja!"

Sie schüttelt den Kopf . . .

Ich gehe fort und gehe lang — mir scheint durch lauter dunkeln Wald, und weiß nicht, warum es mir so sonderbar weh tut, in den Augen, in der Kehle, in der Stirn — und gehe immerzu, bis ich todesmüde bin und rasten muß.

Indem ich raste und nicht weiß, wo ich bin, erklingt Musik. Ein fabelhafter Lauf auf dem Klavier, wunderlich verschlungen, leise, scheu, fieberisch, von wunderbar zarten und gelenken Fingern meisterhaft gespielt. Ich schlage meine müden Augen auf, das Zimmer ist dunkel. Ein starker Teerosenduft ist in der Luft. Der letzte tiefe Ton der Nocturne zerrinnt. Die Dame steht vom Flügel auf.

„Nun?"

„Danke! Danke!"

Ich strecke ihr die Hand entgegen. Sie macht die Rose von ihrem Gürtel los, öffnet die Tür und geht und gibt mir im Weggehen die blasse Rose in die Hand. Dann schlägt die Tür ins Schloß, ein kurzer Zugwind geht durch das Zimmer.

Ich halte einen nackten Rosenstengel in der Hand. Der ganze Boden ist mit Rosenblättern bedeckt.

Sie duften stark und schimmern matt und blaß im Dunkeln.

Der Korbstuhl

Ein junger Mensch saß in seiner einsamen Mansarde. Er hatte Lust, ein Maler zu werden; aber da war manches recht Schwierige zu überwinden, und fürs erste wohnte er ruhig in seiner Mansarde, wurde etwas älter und hatte sich angewöhnt, stundenlang vor einem kleinen Spiegel zu sitzen und versuchsweise sein Selbstbildnis zu zeichnen.

Er hatte damit ein ganzes Heft angefüllt, und einige von seinen Zeichnungen hatten ihn sehr befriedigt.

„Dafür, daß ich noch völlig ohne Schulung bin", sagte er zu sich selbst, „ist dieses Blatt doch eigentlich recht gut getroffen. Und was für eine interessante Falte da neben der Nase."

Nur wenn er die Zeichnungen dann einige Zeit später wieder betrachtete, gefielen sie ihm meistens gar nicht mehr. Er schloß daraus, daß er Fortschritte mache und immer größere Forderungen an sich selber stelle.

Mit seiner Mansarde und mit den Sachen, die er in seiner Mansarde hatte, lebte dieser junge Mann nicht ganz im wünschenswertesten und innigsten Verhältnis, doch immerhin auch in keinem schlechten. Er tat ihnen nicht mehr und nicht weniger Unrecht an als die meisten Leute tun, er sah sie kaum und kannte sie schlecht.

Wenn ihm wieder ein Selbstbildnis nicht recht gelungen war, dann las er zuweilen in Büchern, aus welchen er erfuhr, wie es anderen ergangen war, welche gleich ihm als bescheidene und gänzlich unbekannte junge Leute angefangen hatten und dann sehr berühmt geworden waren.

So saß er eines Tages auch wieder etwas mißmutig zu Hause und las über einen berühmten französischen Maler. Er las, daß dieser Maler von einer wahren genialen Leidenschaft besessen gewesen sei, so heftig war sein Drang gute Malereien zu machen, und er fand, daß er selbst mit diesem französischen Maler manche Ähnlichkeit habe. Im Weiterlesen entdeckte er alsdann mancherlei, was auf ihn selbst weniger paßte. Unter anderem las er, wie bei schlechtem Wetter, wenn man draußen nicht malen konnte, dieser Franzose unentwegt und leidenschaftlich alles abgemalt habe, was ihm nur unter die Augen gekommen sei. So habe er einen alten schiefen Stuhl gemalt, einen groben rohen Küchen- und Bauernstuhl aus gewöhnlichem Holz, mit einem aus Stroh geflochtenen, ziemlich zerschlissenen Sitz. Diesen Stuhl, welchen gewiß sonst niemals ein Mensch eines Blickes gewürdigt hätte, habe nun der Maler mit so viel Liebe und Treue, mit so viel Leidenschaft und Kraft gemalt, daß das eines seiner schönsten Bilder geworden sei, und heute manches Tausend Franken gelte.

Hier hielt der Lesende inne und besann sich. Da war etwas neues zu versuchen. Er beschloß sofort – denn er war ein junger Mann von äußerst raschen Entschlüssen – das Beispiel dieses Meisters nachzuahmen und einmal diesen Weg zur Größe zu versuchen.

Nun blickte er in seiner Dachstube umher und merkte, daß er die Sachen, zwischen denen er wohnte, eigentlich noch recht wenig angesehen habe. Einen Stuhl und einen aus altem Stroh geflochtenen Sitz fand er nirgends, und war

darum einen Augenblick betrübt und mutlos, raffte sich aber wieder auf und sah ein, daß es jetzt gerade seine Aufgabe sei, hartnäckig seinen Weg zu verfolgen. Er musterte alle Gegenstände in seinem Stübchen und entdeckte einen Korbstuhl, der ihm recht wohl als Modell dienen könnte.

Er zog den Stuhl mit dem Fuß ein wenig näher zu sich, spitzte seinen Künstlerbleistift frisch, nahm das Skizzenbuch auf die Knie und begann sofort zu zeichnen. Ein paar leise erste Striche schienen ihm die Form genügend anzudeuten, und nun zog er rasch und kräftig aus und hieb mit ein paar dicken Strichen die Umrisse hin. Ein tiefer dreieckiger Schatten in einer Ecke lockte ihn, er gab ihn kraftvoll an, und so fuhr er weiter, bis irgend etwas ihn zu stören anfing.

Er fuhr noch eine kleine Weile fort, dann hielt er das Heft von sich weg und sah die Zeichnung prüfend an. Da sah er, daß der Korbstuhl stark verzeichnet war.

Zornig riß er eine neue Linie hinein, und heftete dann den Blick grimmig auf den Stuhl. Es stimmte nicht.

Das machte ihn böse.

„Du Satan von einem Korbstuhl", rief er heftig, „so ein launisches Vieh habe ich doch noch nie gesehen!"

Der Stuhl knackte ein wenig und sagte gleichmütig: „Ja sieh mich nur an! Ich bin, wie ich bin, und werde mich nicht mehr ändern."

Der Maler stieß ihn mit der Fußspitze. Da wich der Stuhl zurück und sah jetzt wieder ganz anders aus.

„Dummer Kerl von einem Stuhl", rief der Jüngling, „an dir ist ja alles krumm und schief."

Der Korbstuhl lächelte ein wenig und sagte sanft: „Das nennt man Perspektive, junger Herr."

Da sprang der Jüngling auf. „Perspektive!" schrie er wütend. „Jetzt kommt dieser Bengel von einem Stuhl und will mir Belehrung geben! Die Perspektive ist meine Angelegenheit, nicht die deine, das merke dir."

Da sagte der Stuhl nichts mehr. Der Maler ging einige Male heftig auf und ab, bis von unten her mit einem Stock zornig gegen seinen Fußboden geklopft wurde.

Er setzte sich und nahm sein letztes Selbstbildnis wieder vor. Aber es gefiel ihm nicht. Er fand, daß er in Wirklichkeit interessanter aussehe, und das war die Wahrheit.

Nun wollte er in seinem Buche weiterlesen. Aber da stand noch mehr von jenem Strohsessel, und das ärgerte ihn. Er fand, daß man von jenem Sessel doch wirklich gar zu viel Lärm mache, und überhaupt.

Der junge Mann suchte seinen Künstlerhut und beschloß, ein wenig auszugehen. Er erinnerte sich, daß ihm schon vor längerer Zeit einmal das Unbefriedigende der Malerei aufgefallen war. Und wieder, wie schon öfter, faßte er ernstlich den Gedanken ins Auge, doch noch seiner früheren Neigung zu folgen und lieber Schriftsteller zu werden.

Der Korbstuhl blieb allein in der Mansarde zurück. Es tat ihm leid, daß sein junger Herr schon gegangen war. Er hatte gehofft, es werde sich nun endlich einmal ein ordentliches Verhältnis zwischen ihnen anspinnen. Er hätte ganz gern zuweilen ein Wort gesprochen, und er wußte, daß er einen jungen Menschen manches Wertvolle zu lehren haben würde. Aber es wurde nun leider nichts daraus.

Ein satter, leise glühender Oktobertag. An den Hügeln leuchteten die Weinberge goldgelb, die Wälder spielten in den zarten, bräunlich metallischen Farben der Laubwelke, in den Bauerngärten blühten Astern von allen Arten und Farben, weiße und violette, einfache und gefüllte. Es war eine Lust, durch die Dörfer zu schlendern. Ich tat es, Arm in Arm mit meinem damaligen Schatz, ein paar unvergeßliche, selige Tage lang.

Überall roch es nach reifen Trauben und jungem Wein. Jedermann war draußen beim Lesen oder Keltern; in den steilen Weinbergen sah man Weiber und Mädchen in farbigen Röcken und weißen oder roten Kopftüchern arbeiten. Alte Leute saßen vor den Häusern, sonnten sich, rieben die braunen, runzligen Hände ineinander und lobten den schönen Herbst.

Freilich, in alten Zeiten hatte es noch ganz andere Herbste gegeben! Man mußte nur die Siebzigjährigen hören. Sie sprachen von fabelhaften Jahrgängen, in denen der Wein so reichlich und so honigsüß gewesen sei, wie es heutzutage gar nimmer vorkomme. Man muß sie reden lassen, die Alten, und in aller Stille die Hälfte abziehen. Wenn wir einmal siebzig und achtzig sind, werden wir von manchem Jahr gerade so reden. Wir werden es im unsäglich köstlichen Gold der unerreichbaren Ferne sehen und werden unsere Dankbarkeit und unser Altersleid und unser ganzes Jugendheimweh in unsere sehnlichen Erinnerungen mischen.

Nun, es war auch ein wunderbarer Herbst! Wir beiden jungen Leute liefen lachend und staunend mit großen Augen in dem Glanze und der Fülle herum, sahen von Berghöhen jauchzend und schweigend in das reiche, grüne Elsaß und auf den ruhig strömenden Rhein hinab und legten manchen Wiesenweg und manches gute Stück der ebenen Landstraßen Hand in Hand im fröhlichsten Tanzschritte zurück. Ernteböller krachten hinter frischgeleerten Obstbäumen, Herbstjuchzer und langgezogene Jodler tönten durchs fröhlich belebte Land.

Wir bekamen hier eine blaue Traube, dort eine gelbe geschenkt, hier einen Apfel und dort einen Hut voll Wallnüsse, dazu führten wir das landesübliche, herb duftende Schwarzbrot im Rucksacke bei uns, so daß wir abends in den Gasthäusern außer dem Wein und der Nachtherberge kaum noch eine Suppe oder eine Rauchwurst begehrten. Und unterwegs, im langsamen, bequemen Dahinwandern, sangen wir alle Lieder, die wir wußten, und jedes durch alle Verse durch, lustige und traurige, und erzählten einander alle guten und alle dummen Geschichten, die uns einfallen wollten. Mein Mädchen ahmte im Übermute das drollige elsäßer Französisch nach und ich hatte ein Büchlein Handwerksburschenlieder im Sacke, aus dem ich an Rastorten gelegentlich vorlas.

In der Nähe von Kolmar sahen wir am Wege einen alten Mann sitzen, mit dem wir ins Gespräch gerieten. Er war im Weinberge draußen gewesen, wo sein Sohn und seine Enkelkinder die Lese besorgten; nun kehrte er zufrieden, mit langen Ruhepausen dazwischen, auf seinen

schwachen, alten Beinen durch den goldigen Oktoberabend in sein Dorf und Haus zurück. Er war offenbar auf seine alten Tage beredt und gesprächslustig geworden. Und wir hörten ihm gerne zu, denn er wußte viel, er kannte die alten volkstümlichen Namen von Fluren, Wegen, Brücken, dazu eine Menge Geschichten, alte und neue, Sagenhaftes und Heutiges.

Als ich ihn um sein Urteil über die diesjährige Ernte fragte, kniff er ein Auge ein und meinte:

„Nicht schlecht, Herr, gar nicht schlecht. Sogar gut, möchte man sagen. Aber so ein Herbst, wie der vom Flieger einer war, ist's doch keiner."

„Was ist das," fragte ich, „der Flieger?"

„Kennen Sie die Geschichte nicht? Und die Kapelle auch nicht?"

„Nein. Erzählen Sie uns das noch, bitte."

„Gut denn. Also da drüben, hinter dem nächsten Wingert dort, steht eine kleine alte Kapelle, die heißt man ‚zum Flieger'. Sie kommen vielleicht noch vorbei."

„Ja, das wollen wir tun. Und die Geschichte?"

„Es ist nur so eine alte Sage. Dort drüben sind schon in ganz alten Zeiten immer Weinberge gewesen. Und da war vor ein paar hundert Jahren ein Weingärtner, dem gehörte der Rebberg dort, wo jetzt die Kapelle steht. Selbiger war ein rechter Mann, fleißig und fromm, er zog die beste Traube in der ganzen Gegend und ging jeden Tag in seine Reben und besorgte jeden Stock so treulich, wie ein Vater seine Kinder. Es ging ihm auch gut und er lebte rechtschaffen

und in gutem Rufe. Es hieß auch, die heilige Muttergottes sei ihm besonders wohlgesinnt und habe immer extra ein Auge auf seinen Weinberg.

So trieb er es sein Leben lang und wurde allmählich alt, vielleicht so alt wie ich, wenn ich mich auch sonst ja nicht mit ihm vergleichen darf. Und wie er ganz alt, aber noch bei Kräften war und alles Wingertgeschäft noch allein, ohne Hilfe tat, da kam einmal ein Jahr, das war so gut, wie zuvor und auch später nie mehr eins gewesen ist. Im Frühjahr keinen Frost, im Sommer keine Dürre, im Herbst keine Kälte und wenig Regen. Alles gedieh ganz wunderlich, am meisten aber die Reben, und am herrlichsten gediehen sie im Rebberg dieses alten Mannes.

Er tat auch redlich das Seinige dazu, war früh und spät im Geschirr und sparte keine Mühe, bis jeden Tag alles besorgt und in guter Ordnung war. Dabei sah er mit Erstaunen dem ungewöhnlichen Wachstum zu, wie mit jedem Monat Sonne und Regen und alles so zur rechten Zeit da war, und wie unter dem gesunden Laub die Beeren groß wurden.

Im Herbst ging der alte Mann tagtäglich auf seinem Grundstück von Rebe zu Rebe, die hingen voll von großen, vollkommenen Trauben, und keine einzige Beere fiel vor der Zeit vom Stiel oder wurde faul. Da betete er oft und dankte der heiligen Jungfrau, betrachtete seine Weinstöcke, und manchmal sagte er, bei seinen hohen Jahren wäre es das beste, in einem solchen Wunderherbste zu sterben, denn schöner werde er doch kein Jahr mehr sehen.

Das dauerte, bis die Trauben Farbe bekamen und dann allmählich anfingen, reif zu werden. Der Winzer wartete fröhlich und geduldig die volle Reife ab, vorher pflückte er nicht ein Beerlein ab. Aber wie es dann so weit war und jedermann in die erste Lese ging, da stieg er auch in seinen Weinberg hinauf, beschwerlich und langsam, mit der großen Butte auf dem Rücken. Und droben nahm er seine Kappe ab und dankte Gott und der Jungfrau.

Dann suchte er freudig den vollsten Rebstock und an dem die schwerste und reifste Traube aus. Die schnitt er bedächtig ab und hob sie ins Licht. Alsdann brach er eine große, goldige Beere aus und kostete sie. Sie schmeckte so süß und feurig, wie ihm in seinem langen Leben keine geschmeckt hatte, und als ihn diese Süßigkeit durchdrang, hob eine unbekannte Kraft den Alten in die Lüfte, er schwebte hinan, war im Luftreiche verschwunden und wurde nie mehr gesehen.

An derselben Stelle hat man jene Kapelle erbaut und so heißt sie ‚zum Flieger'."

Wir nahmen Abschied und gingen weiter, beide der wundersamen Herbstgeschichte nachdenkend. Nach einer Stunde, im letzten Abendfeuer, erreichten wir die Kapelle, standen umschauend davor und legten vor dem Weitergehen ein paar Blumen auf die Schwelle hin.

Wir sagten nichts, aber im Herzen dachten wir beide an den Flieger und taten den heimlichen Wunsch um ein so schlichtes, köstliches Leben und um einen so süßen, leichten, gottgeschenkten Tod.

In Bergamo

Spät am Abend, bei schon völliger Dunkelheit, fuhr ich in der Drahtseilbahn nach der verschlafenen Altstadt von Bergamo hinauf. Unter mir verglühte die lebhafte abendliche Stadt mit blanken Laternenreihen: dort drunten ein modernes, regsames Städtchen, hier oben still und ruinös ein eingeschlafenes Bergnest, bescheiden und arm. Aber der Sinn der Stadt, ihre Kultur, ihre Geschichte, ihre Schönheit liegt hier oben. Eine enge, leere Gasse nahm mich auf, Läden wurden geschlossen, plötzlich erschreckte mich der Anblick eines unwahrscheinlich hohen Turmes, der nach oben in die Nacht verschwand, es war, als sei ich plötzlich im südlichen Toskana oder in einem der umbrischen Bergstädtchen. Überraschend tat sich bald darauf die Gasse auseinander und ergoß sich in einen großen, wunderschönen Platz, rechts eine mächtige Säulenhalle, wo abendliche Bummler ihre Pfeife rauchten, links undeutlich ein helles Denkmal, ein Garibaldi, und dahinter ein dunkler, vornehmer Bau, schwere Pfeiler und schön gewölbte Bogen, auf dem ganzen Platz kein Leben mehr als die erhellten Scheiben einer Drogerie, und eines kleinen Kaffeehauses. Ich atmete tief auf; seit langem war ich nicht mehr so bei Nacht in ein altes italienisches Nest eingezogen, von ahnungsvollen Dunkelheiten angelockt, von plötzlich vortretenden edlen Architekturen überrascht und vom feuchten Dunst enger Steingassen begrüßt.

Mein Zimmer im Gasthause war groß und hoch wie

in einem Palaſt, die Küche und der Wein waren gut. Dennoch ging ich bald wieder aus. Der Regen tropfte ſanft auf den großen Steinplatten, der Garibaldi ſtand ernſthaft und bedrückt auf ſeinem hohen Sockel, von vier äußerſt grimmigen Löwen bewacht. Ich umging das Denkmal und ſtand vor einem wundervollen Palaſt, deſſen Erdgeſchoß ſich als eine mächtige gewölbte Halle darſtellte, mit dicken, kantigen Pfeilern außen und mit ſchönen, leichteren Säulen innen. Ich ging hindurch, ſah links eine gewaltige weiße Treppe zum Dome führen und vor mir eine zweite, große, phantaſtiſch ausſehende Kirche, undeutliche Kuppeln im Nachthimmel, ein gotiſches Portal mit Figuren in kleinen wohnlichen Gewölben, eine Kapelle zur Seite mit reicher, üppiger Faſſade, alles im trüben Dämmer ſchwimmend, alles voll Ahnung und Verſprechung und Vorgefühl ſchönſter Überraſchungen.

Am nächſten Morgen war mein erſter Gang zu dem Platze, der jetzt im Tageslicht die Verſprechungen der Nacht wahr machte. Nur der Garibaldi hatte verloren, er war nicht beſſer als andre, und ſeine vier Löwen waren, wie ich nun ſah, nicht nur töricht und häßlich, ſondern luſtigerweiſe auch viel zu klein. Ich ging weiter und erwartungsvoll unter jener gewölbten Halle hindurch, an einer flotten barocken Statue vorüber, die den Dichter Taſſo vorſtellte, und jetzt ſah ich die beiden Kirchenbauten, die mir in der Nacht ſo geiſterhaft entgegengeblickt hatten, klar und kühn in der dünnen Morgenſonne ſtehen. Links der Dom, feierlich froh und hell mit breiten fürſtlichen Stufen vor dem Eingang,

daneben Santa Maria Maggiore und daran angebaut die Kapelle des Feldherrn Colleoni, wunderlich wild und frech verziert. Sehr schön ist vor dem Kirchenportal ein kleiner, hoher Vorbau: sechs bescheidene Steinstufen, ein weiter Rundbogen auf zwei von Löwen getragenen Säulen, darüber hoch und kühn ein gotischer Aufbau, eine kleine, zierliche Halle mit drei Nischen und in jeder Nische eine alte, naive Skulptur, etwa langobardischer Herkunft, die mittlere zu Pferd, und über alledem ganz oben nochmals ein spitz bedachtes Stockwerk, ein Stüblein mit zwei lichten Säulen vorn und drei Heiligen darin, das ganze von einer spröden Anmut und wildgewachsenen Unschuld voll Zauber.

In der Kapelle drinnen sah ich das Grabmal des großen Feldherrn Colleoni und seiner hübschen Tochter; aus einer Millionenstiftung des Verblichenen her werden heute noch täglich Messen in diesem Gotteshäuschen gelesen, das von innen besser aussieht als von außen. Über seinem Sarge in tiefer Wandnische reitet der große General, vergoldet auf einem vergoldeten Rosse, schön in etwas steifer Würde und Größe, und an der nächsten Wand liegt fein und klein in schmächtiger Lieblichkeit seine junge, zierliche Tochter, in Stein gehauen, still auf ihrem steinernen Ruhekissen und schläft, vom unbekannten Künstler verewigt, in rührender Schönheit ahnungslos der selben Dauer und Berühmtheit entgegen wie ihr großer Vater.

Jetzt lief ich rasch und neugierig an dem säulentragenden Löwen des erhöhten Portals vorbei der

großen Kirche zu, trat ein und wurde alsbald von einem frommfeierlichen Licht und Duft umfangen, goldiges Zwielicht schwamm über dunklen Altarbildern und bleichen Fresken, in Nischen und an Wänden allerlei Gemeißeltes und Geschnitztes, viel Pracht und Reichtum überall verschwendet. Man geht durch diese gehäufte Pracht hindurch, atmet Glut und Selbstbewußtsein einer vergangenen Zeit, begrüßt in flüchtigem Erkennen ein steinernes Gesicht, eine gemalte Landschaft, ein goldenes Ornament, geht weiter und vergißt noch im Gehen das soeben Gesehene, es bleibt nur ein Klang von satter Pracht und ehrwürdigem Halbdunkel übrig.

Eines aber hat diese Kirche in sich verschlossen, das vergißt man nicht wieder, das sind die Chorstühle. Die sämtlichen Rückenfelder dieser Stühle, es sind mehrere Dutzend, sind von eingelegter Holzarbeit. Bild an Bild, nach Zeichnungen von Lorenzo Lotto und anderen guten Künstlern von bergamasker Meistern geschnitten und gefügt, es haben Großvater, Söhne, Enkel der selben Familie daran geschaffen, und im ganzen ist mehr als hundertundfünfzig Jahre an diesen Holzfeldern gearbeitet worden. Es ist wahrhaftig nicht schade um diese Zeit und Mühe, man kann nichts Beglückenderes sehen als diese treue, feine, unendlich geschmackvolle und aparte Kunst: die Hölzer braun, gelb, grün, weiß, golden, alle vom selben Duft und Altersgold, in satten warmen Tönen leise leuchtend, den Augen ein laues, wohliges Bad. Da verstößt Abraham die Hagar und spricht Salomo sein Urteil, David spielt die Harfe vor dem

schwermütigen König, David erschlägt den Riesen Goliath, Könige und Patriarchen wandeln und handeln in Zelten und Tempeln, in Palästen oder in schönen Landschaften mit ausdrucksvollen, sehnsüchtigen Bäumen und felsigen Gebirgszügen. Da und dort ist ein Feld von besonderem Glanze, eine feine zeichnerische Idee leuchtet beglückend auf, sonst aber sind alle diese Bilder, an denen anderthalb Jahrhunderte gearbeitet worden ist, unentwegt vom selben Reize der Arbeit, vom selben tiefsatten Ton, von der selben liebevollen Genauigkeit und Anmut. Nur noch an mönchischen Miniaturen habe ich diese vornehme Einfalt wahrgenommen und diesen wohlig zum Ausmalen verlockenden Gedanken gehabt, es müssen stille, feine, geduldige und fromme Menschen gewesen sein, welche da in unermüdlicher Kunst, vom Tage nichts wissend, sich in anmutigen Schilderungen sonnten und an der eigenen Geschicklichkeit erfreuten.

Als ich aus der Kirche kam, voll von der sanften, süßen Schönheit dieser seltenen Kunst und voll Dankbarkeit und Bewunderung für jene tapferen, geduldigen, namenlosen Meister einer würdigeren und edleren Zeit, schien die Sonne stechend auf das von spitzem Gras durchwachsene Steinpflaster eines ansteigenden Plätzchens, darüber erhob sich stolz und breit ein sehr großer Palazzo, dessen Portal weit offen stand, so daß ich hineintrat. Doch wurde ich sogleich von einem uniformierten Diener höflich zurückgewiesen, es sei Schule da drinnen, und als ich stillstand und lauschte, hörte ich von oben, aus den schönen großen Sälen her, das armselige, unsäglich lang-

weilige und herzlose Buchstabieren und Syllabieren, das Hersagen und zögernd scheue Deklamieren vieler Schulklassen durcheinander tönen, wie aus einer Gruft, und erlebte denn wieder einmal einen der Augenblicke, in welchen man dankbar ist, kein Kind mehr zu sein.

Eine Gasse weiter fand ich die Aussicht ins Freie offen, über eine lange, steinerne Mauerbrüstung hinweg flog der Blick in den uferlosen Himmel, und als ich nahe kam und mich selbst auf die Brüstung lehnte, da floh unter mir das abfallende Land in Terrassen und gartenreichen Stufen hinweg und verlor sich groß und unabsehbar in die endlose Ebene des Po, und Italien grüßte mit tausend Erinnerungen und tausend neuen Versprechungen mit dem alten, unerschöpflichen Zauber zu mir herauf.

Jeder Ort, an dem wir eine Weile leben, gewinnt erst einige Zeit nach dem Abschiednehmen eine Form in unserem Gedächtnis und wird zu einem Bilde, das unveränderlich bleibt. Solange wir da sind und alles vor Augen haben, sehen wir noch das Zufällige und das Wesentliche fast gleich betont, erst später erlischt das Nebensächliche. Unsere Erinnerung behält nur das, was des Behaltens wert ist; wie könnten wir sonst ohne Angst und Schwindelgefühl auch nur ein Jahr unseres Lebens überschauen!

Zu jenem Bilde, das ein Ort uns hinterläßt, gehören viele Dinge, Wasser und Fels, Dächer und Plätze, für mich aber am meisten die Bäume. Sie sind nicht nur an sich schön und liebenswert und stellen dem Menschenwesen, das sich in den Bauten ausspricht, die Unschuld der Natur entgegen; man kann außerdem auch viel aus ihnen ersehen, über Art und Alter des Kulturbodens, über Klima und Wetter, sowie über den Sinn der Menschen. Das Dorf am Bodensee, in dem ich manche Jahre gelebt habe, kann ich mir ohne Pappeln nicht vorstellen, so wenig wie den Gardasee ohne Oliven und Toskana ohne Zypressen. Andere Orte sind mir undenkbar ohne ihre Linden oder Nußbäume, und zwei oder drei sind mir dadurch erkennbar und merkwürdig geworden, daß sie gar keinen Baumwuchs haben. Eine Stadt oder Landschaft aber, in der keine Art von Gehölz vorherrscht, wird mir nie ganz zum Bilde und behält

für mein Gefühl stets etwas Charakterloses. Ich kenne eine solche Stadt, ich lebte als Knabe zwei Jahre in ihr, und sie ist mir trotz so vieler Erinnerungen als Bild fremd und gleichgültig geworden wie ein Bahnhof.

Eine richtige Kastanienstadt habe ich schon lange nimmer gesehen; das fällt mir ein, so oft ich in der Nachbarschaft einmal hier oder dort eine einzelne schöne Roßkastanie stehen sehe, oder mit Bedauern in manchen Dörfern die schäbigen kleinen Gartenwirtschaftskastanien wahrnehme. Wenn die wüßten, wie Kastanien aussehen können! Wie mächtig sie dastehen, wie üppig sie blühen, wie tief sie rauschen, wie satte volle Schatten sie werfen, wie sie im Sommer von ungeheurer Fülle schwellen und wie im Herbst ihr goldbraunes Laub so dick und weichmassig liegt!

Ich denke heute wieder an die Stadt mit den schönen Kastanienbäumen, eine kleine alte Stadt im Schwabenland. In ihrer Mitte liegt die alte Burg, ein weitläufiges Geschachtel von massivem Bauwerk, und um die ganze weitläufige Burg herum liegt ein erstaunlich breiter, längst trockener Graben, und um den Graben herum im weiten Ring führt eine prächtige Straße, die hat auf der einen Seite lauter niedere alte Häuser und kleine Gärten, auf der freien Grabenseite aber einen mächtigen Kranz von großen Kastanienbäumen.

Auf der einen Seite hängen Ladenschilder und Wirtsschilder, hier klopfen Schreiner und schmettern Spengler dröhnend auf ihr Blech, hier dämmern die Höhlenwerkstätten der Schuster und stinken geheimnisvoll die

Lohgerbereien. Auf der anderen Seite der breiten Straße aber ist Stille und Schatten, Laubgeruch und grünes Lichterspiel, Bienengesang und Schmetterlingsflug. So haben die armen Teufel von Klopfern und Bastlern ihren Fenstern gegenüber einen ewigen Feiertag und Gottesfrieden liegen, nach dem sie häufig Sehnsuchtsblicke schielen, und den sie an warmen Abenden im Sommer nicht zeitig und nicht seufzend genug aufsuchen können.

Acht Tage habe ich einmal in dieser kleinen Stadt gewohnt, und obwohl ich eigentlich in Geschäften dort war, machte ich mir doch eine Lust daraus, den Herren Kaufleuten und Handwerkern gönnerhaft in die Fenster zu schauen und mich recht oft und langsam, vornehm spazierengehend, auf der schattigen Feiertagsseite der Straße und des Lebens zu zeigen. Das Schönste aber war, daß ich am Graben wohnte, in der Wirtschaft zum ‚Blonden Adler', und abends und die ganze Nacht die vielen blühenden Kastanien, rote und weiße, vor meinem Fenster hatte. Zwar genoß ich diese Augenlust nicht völlig ohne Opfer, denn der anscheinend trockene Wallgraben war noch feucht genug auf seinem moosgrünen Grunde, um täglich hunderttausend hungrige Gelsen zu entsenden. Aber ein junger Mensch auf Reisen schläft in solchen heißen Sommernächten ohnehin nicht viel, und wenn mir die Mücken zu frech wurden, rieb ich mich mit Essig ein und setzte mich ohne Licht mit einer Flasche Bier ans Fenster.

Was für höchst wunderliche Abende und Nächte! Sommerduft und leichter warmer Straßenstaub, Mücken-

geschwirr und feine, elektrische Schwüle in der Luft verteilt und heimlich zuckend.

Jetzt, nach allen den Jahren, blicken mich diese warmen Abende am Kastaniengraben so köstlich und ergreifend an wie eine Insel im Leben, wie ein Märchen und wie eine verlorene Jugend. Sie schauen so tief und selig und flüstern so betörend süß und heiß und machen so wunderbar traurig wie die Sage vom Paradies und wie das verschollene Sehnsuchtslied von Avalun.

Noch am Nachmittag war ich meistens mit meinen ‚Geschäften' fertig. Alsdann promenierte ich mit dem herrenmäßigen Hochmut des Nichtstuers ein- oder zweimal den ganzen runden Weg um die Burg herum und genoß die Freiheit und den Müßiggang, zu dem ich damals in mir viel Talent entdeckte. Ach, wenn ich es jemals im Leben noch zu etwas Rechtem bringen wollte (freilich — war das eigentlich wirklich so sehr notwendig, wie man mir immer sagte?), dann mußte ich ja doch noch so bitter viel arbeiten, daß ich mir jetzt die paar geschenkten Tage wohl gönnen durfte.

Alsdann schlenderte ich zur Stadt hinaus und durch die Vorstadtgärten hügelan auf irgendeine hohe, duftende Sommerwiese oder an einen heimlich dämmernden Waldrand. Seit den Knabenzeiten hatte ich nimmer so müßig und hingegeben den blitzenden Eidechsen und den taumelnden Schmetterlingen zugesehen. Im Bach nahm ich ein Bad oder wusch mir doch den warmen Kopf und dann zog ich an verborgenen Örtern ein kleines Notizbuch mit karriertem Papier heraus und schrieb mit dem spitzesten

Bleistift Dinge hinein, deren ich mich schämte, und die mich doch unglaublich froh, ja stolz machten. Vermutlich sind meine Verse damals nichts wert gewesen, und vielleicht würde ich lachen, wenn ich sie wieder sähe. — Nein, ich würde nicht lachen, gewiß nicht. Aber ich möchte noch einmal beim Schreiben, oder bei irgendwelchem Tun, so närrisch froh und herzlich glücklich sein.

So wurde es Abend, und ich ging in das Städtlein zurück. Bei einem Garten nahm ich eine Rose mit und trug sie in der Hand davon, denn wie leicht hätte es geschehen können, daß ich in Lagen kam, in denen man froh ist, eine Rose zur Hand zu haben. Beispielsweise gesprochen, wenn die Tochter des Zimmermanns Kiderlen am Markteck mir in einem günstigen Augenblick begegnet wäre, und ich hätte den Hut gezogen, und sie hätte vielleicht nicht nur genickt, sondern es auf ein Gespräch ankommen lassen, hätte ich da Bedenken getragen, ihr mit passenden Worten die Rose anzubieten? Oder es hätte auch die Martha sein dürfen, die im ‚Adler' Nichte und Kellnerin war, und nach der man den ‚Schwarzen Adler' in den blonden umgetauft hatte, und die immer so von oben herunter mit mir tat. Vielleicht war sie gar nicht so.

Und so kam ich in die Stadt herein und lief hin und her durch die paar Gassen, um dem Zufall die Hand zu bieten, und dann kehrte ich in den ‚Adler' zurück. Im Gang vor der Wirtshaustüre steckte ich meine Rose ins Knopfloch und ging dann hinein, bestellte höflich Schinken mit Senf oder eine Haxe oder ein Ripplein mit Kraut und ließ mir ein Vaihinger Bier dazu geben.

Bis das Essen kam, las ich noch einmal flüchtig in meinem Versbüchlein, machte schnell noch irgendwo einen Strich oder ein Fragezeichen, und dann aß ich und trank und nahm mir für das Reden und Benehmen die älteren und feineren von den Herren Stammgästen zum Muster. Es kam vor, daß der Wirt oder die Wirtin mir nicht nur freundlich einen guten Appetit wünschte, sondern sich auch ein wenig mir gegenüber setzte und ein kleines Gespräch eröffnete. Dann gab ich mit bescheidener Leutseligkeit Bescheid, und es konnte vorkommen, daß ich auch einen kernhaften Spruch, eine politische Meinung oder einen Witz zum besten gab. Schließlich bezahlte ich mein Abendessen, nahm eine Flasche Helles mit hinauf und stieg in meine Schlafkammer, wo die Gelsen fleißig summten, und wo ich mein Bier zum Kühlhalten ins Waschwasser stecken mußte.

Und dann kamen die wunderlichen Abendstunden. Da saß ich allein auf dem Fenstersims und fühlte halbbewußt, wie schön die Sommernacht und die leichte Schwüle und das geisterhaft bleiche Leuchten der großkerzigen weißen Kastanienblüten war. Und da sah ich beklommen und schwermütig im Dunkel unter den großen Bäumen die Liebespaare gehen, langsam und aneinandergedrängt, und nahm traurig meine Rose aus dem Knopfloch und warf sie zum Fenster hinaus auf die leicht stäubende, weißschimmernde Straße, wo Wagen und Wirtshausgäste und Liebespaare drüber gingen.

Habe ich denn versprochen, etwas zu erzählen? Nein, ich versprach nichts dergleichen, und ich will auch nichts

erzählen. Erzählen kann man eine Verlobung und einen Beinbruch. Ich will nur das Lied jener Sommernächte wieder hören; es ist mir lieber als alle Lieder von Avalun. Ich will mich nur der alten Stadt und der Burg und des Grabens erinnern, damit ich sie nicht ganz vergesse. Ich will nur ein wenig an jene Kastanienbäume denken, nach Jahren wieder einmal, und an mein damaliges Versheftlein, und an alles das, weil es ja nicht wiederkommt.

Unglaublich scheint mir aber, daß das damals nur acht Tage und acht Nächte gewesen sein sollen. Mir ist, ich hätte mehr als hundert Gänge nach dem Walde getan, und mehr als hundert Rosen abgebrochen, und mehr als hundert Rosen an hundert Abenden den schönen Mädchen der Kastanienstadt im Herzen zugedacht und sie nachher betrübt auf die dunkelnde Straße hinabgeworfen, weil niemand sie haben wollte. Freilich, die Rosen waren gestohlen, aber wer hätte das wissen sollen? Nicht die Tochter des Zimmermanns Kiderlen und nicht die blonde Martha, und wenn eine von ihnen die gestohlene Rose von mir hätte haben wollen, ich hätte ihr gern hundert gekaufte dazu geschenkt.

Der Maler

Ein Maler namens Albert konnte in seinen jungen Jahren mit den Bildern, die er malte, den Erfolg und die Wirkung nicht erreichen, nach denen er begehrte. Er zog sich zurück und beschloß, sich selbst genug zu sein. Das versuchte er Jahre lang. Aber es zeigte sich mehr und mehr, daß er sich nicht selbst genug war. Er saß und malte an einem Heldenbild, und während dem Malen fiel ihm je und je wieder der Gedanke ein: „Ist es eigentlich nötig, das zu tun, was du tust? Müssen eigentlich diese Bilder wirklich gemalt sein? Wäre es nicht für dich und für jedermann ebenso gut, wenn du bloß spazieren gehen oder Wein trinken würdest? Tust du eigentlich für dich selbst etwas anderes mit deinem Malen, als daß du dich ein wenig betäubst, ein wenig vergissest, dir die Zeit ein wenig vertreibest?"

Diese Gedanken waren der Arbeit nicht förderlich. Mit der Zeit hörte Alberts Malerei fast ganz auf. Er ging spazieren, er trank Wein, er las Bücher, er machte Reisen. Aber zufrieden war er auch bei diesen Dingen nicht.

Oft mußte er darüber nachdenken, mit welchen Wünschen und Hoffnungen er einst die Malerei begonnen hatte. Er erinnerte sich: sein Gefühl und Wunsch war gewesen, daß zwischen ihm und der Welt eine schöne, starke Beziehung und Strömung entstehe, daß zwischen ihm und der Welt etwas Starkes und Inniges beständig schwinge

und leise musiziere. Mit seinen Helden und heroischen Landschaften hatte er sein Inneres ausdrücken und befriedigen wollen, damit es ihm von außen her, im Urteil und Dank der Betrachter seiner Bilder, wieder lebendig und dankbar entgegen komme und strahle.

Ja, das hatte er also nicht gefunden. Das war ein Traum gewesen, und auch der Traum war so allmählich schwach und dünn geworden. Jetzt, wo Albert durch die Welt schweifte, oder an entlegenen Orten einsam hauste, auf Schiffen fuhr oder über Gebirgspässe wanderte, jetzt kam der Traum häufiger und häufiger wieder, anders als früher, aber ebenso schön, ebenso mächtig lockend, ebenso begehrend und strahlend in junger Wunschkraft.

O, wie sehnte er sich oft danach — Schwingung zu fühlen zwischen sich und allen Dingen der Welt! Zu fühlen, daß sein Atem und der Atem der Winde und Meere der selbe sei, daß Brüderschaft und Verwandschaft, daß Liebe und Nähe, daß Klang und Harmonie zwischen ihm und allem sei!

Er begehrte nicht mehr Bilder zu malen, in denen er selbst und seine Sehnsucht dargestellt wären, welche ihm Verständnis und Liebe bringen, ihn erklären, rechtfertigen und rühmen sollten. Er dachte an keine Helden und Aufzüge mehr, die als Bild und Rauch sein eigenes Wesen ausdrücken und umschreiben sollten. Er begehrte nur nach dem Fühlen jener Schwingungen, jenes Kraftstromes, jener heimlichen Innigkeit, in der er selbst zu nichts werden und untergehen, sterben und wieder-

geboren werden würde. Schon der neue Traum davon, schon die neue, erstarkte Sehnsucht danach machte das Leben erträglich, brachte etwas wie Sinn hinein, verklärte, erlöste.

Die Freunde Alberts, soweit er noch welche hatte, begriffen diese Phantasien nicht gut. Sie sahen bloß, daß dieser Mensch mehr und mehr in sich hinein lebte, daß er stiller und sonderbarer sprach und lächelte, daß er so viel fort war, und daß er keinen Teil an dem hatte, was anderen Leuten lieb und wichtig ist, nicht an Politik noch Handel, nicht an Schützenfest und Ball, nicht an klugen Gesprächen über die Kunst, und an nichts von dem, woran sie eine Freude fanden. Er war ein Sonderling und halber Narr geworden. Er lief durch eine graue kühle Winterluft und atmete hingegen die Farben und Gerüche dieser Lüfte, er lief einem kleinen Kinde nach, das Lala vor sich hin sang, er starrte stundenlang in ein grünes Wasser, auf ein Blumenbeet, oder er versank, wie ein Leser in sein Buch, in die Linien, die er in einem durchschnittenen Stückchen Holz, in einer Wurzel oder Rübe fand.

Es kümmerte sich niemand mehr um ihn. Er lebte damals in einer kleinen ausländischen Stadt, und dort ging er eines Morgens durch eine Allee, und sah von da zwischen den Stämmen auf einen kleinen trägen Fluß, auf ein steiles, gelbes, lehmiges Ufer, wo über Erdrutschen und mineralischer Kahlheit Gebüsch und Dorngekräut sich staubig verzweigten. Da klang etwas in ihm auf, er blieb stehen, er fühlte in seiner Seele ein altes

Lied aus sagenhaften Zeiten wieder angestimmt. Lehmgelb und staubiges Grün, oder träger Fluß und jähe Ufersteile, irgend ein Verhältnis der Farben oder Linien, irgend ein Klang, eine Besonderheit in dem zufälligen Bilde war schön, war unglaublich schön, rührend und erschütternd, sprach zu ihm, war ihm verwandt. Und er fühlte Schwingung und innigste Beziehung zwischen Wand und Fluß, zwischen Fluß und ihm selbst, zwischen Himmel, Erde und Gewächs, alles schien einzig und allein da zu sein, um in dieser Stunde so vereinigt in seinem Auge und Herzen sich zu spiegeln, sich zu treffen und zu begrüßen. Sein Herz war der Ort, wo Fluß und Kraut, Baum und Luft zueinander kommen, eins werden, sich aneinander steigern und Liebesfeste feiern konnten.

Als dieses herrliche Erlebnis sich wenigemal wiederholt hatte, umgab den Maler ein herrliches Glücksgefühl, dicht und voll wie ein Abendgold oder ein Gartenduft. Er kostete es, es war süß und schwer, aber er konnte es nicht lange dabei aushalten, es war zu reich, es wurde in ihm zu Fülle und Spannung, zu Erregung und beinahe zu Angst und Wut. Es war stärker als er, es nahm ihn hin, riß ihn weg, er fürchtete, darin unterzusinken. Und das wollte er nicht. Er wollte leben, eine Ewigkeit leben! Nie, nie hatte er so innig zu leben gewünscht wie jetzt!

Wie nach einem Rausche fand er sich eines Tages still und allein in einer Kammer. Er hatte einen Kasten mit Farbe vor sich stehen und ein Stückchen Karton ausgespannt — nach Jahren saß er nun wieder und malte.

Und dabei blieb es. Der Gedanke „Warum tue ich das?" kam nicht wieder. Er malte. Er tat nichts mehr als sehen und malen. Entweder ging er draußen an die Bilder der Welt verloren oder er saß in seiner Kammer und ließ die Fülle wieder abströmen. Bild um Bild dichtete er an seine kleinen Kartons, einen Regenhimmel mit Weiden, eine Gartenmauer, eine Bank im Walde, eine Landstraße, auch Menschen und Tiere, und Dinge, die er nie gesehen hatte, vielleicht Helden oder Engel, die aber waren und lebten wie Mauer und Wald.

Als er wieder zu Menschen kam, wurde es bekannt, daß er wieder male. Man fand ihn ziemlich verrückt, aber man war neugierig, seine Bilder zu sehen. Er wollte sie niemand zeigen. Aber man ließ ihm keine Ruhe, man plagte ihn und zwang ihn. Da gab er einem Bekannten den Schlüssel zu seinem Zimmer, er selber aber reiste weg und wollte nicht dabei sein, wenn andere Leute seine Bilder ansahen.

Die Leute kamen, und es entstand ein großes Geschrei, man habe ein Mordsgenie von einem Maler entdeckt, einen Sonderling zwar, aber einen von Gottes Gnaden, und wie die Sprüche der Kenner und Redner alle heißen.

Der Maler Albert war inzwischen in einem Dorfe abgestiegen, hatte ein Zimmer bei Bauern gemietet und seine Farben und Pinsel ausgepackt. Wieder ging er beglückt durch Tal und Berge, und strahlte später in seine Bilder zurück, was er erlebt und gefühlt hatte.

Da erfuhr er durch eine Zeitung davon, daß alle Welt zu Hause seine Bilder angesehen habe. Im Wirtshause bei einem Glas Wein las er einen langen, schönen Artikel in der Zeitung der Hauptstadt. Sein Name stand dick gedruckt darüber, und überall troffen feiste Lobwörter aus den Spalten. Aber je weiter er las, desto seltsamer wurde ihm.

„Wie herrlich leuchtet in dem Bild mit der blauen Dame das Gelb des Hintergrundes — eine neue, unerhört kühne, bezaubernde Harmonie!"

„Wunderbar ist auch die Plastik des Ausdrucks in dem Rosenstilleben. — Und gar die Reihe der Selbstbildnisse! Wir dürfen sie den besten Meisterwerken psychologischer Porträtkunst an die Seite stellen."

Sonderbar, sonderbar! Er konnte sich nicht erinnern, je ein Rosenstilleben gemalt zu haben, noch eine blaue Dame, und nie hatte er seines Wissens ein Selbstporträt gemacht. Dagegen fand er weder das Lehmufer noch die Engel, weder den Regenhimmel noch die anderen ihm so lieben Bilder erwähnt.

Albert reiste in die Stadt zurück. Im Reisekleid ging er nach seiner Wohnung, die Leute gingen dort aus und ein. Ein Mann saß unter der Tür, und Albert mußte eine Karte lösen, um eintreten zu dürfen.

Da waren seine Bilder, wohlbekannt. Jemand aber hatte Zettel an sie gehängt, auf denen stand allerlei, wovon Albert nichts gewußt hatte. ‚Selbstbildnis' stand auf manchen und andere Titel.

Eine Weile stand er nachdenklich vor den Bildern und ihren unbekannten Namen. Er sah, man konnte diese

Bilder auch ganz anders nennen, als er es getan hatte. Er sah, in der Gartenmauer hatte er etwas erzählt, was anderen eine Wolke schien, und die Klüfte seiner Steinlandschaft konnten für andere auch ein Menschengesicht bedeuten.

Schließlich lag nicht viel daran. Aber Albert zog es doch vor, still wieder fortzugehen und abzureisen und nicht mehr in diese Stadt zurückzukehren. Er malte noch viele Bilder und gab ihnen noch viele Namen, und war glücklich dabei; aber er zeigte sie niemandem.

Legende vom Feldteufel

Zu der Zeit, da in Ägypten das verrottete Heidentum mehr und mehr der neuen Lehre wich und in Städten und Ortschaften zahlreiche Christengemeinden aufblühten, zogen sich die dortigen Teufel immer mehr in die bekannte thebaische Wüste zurück. Diese war damals noch durchaus unbevölkert; denn die frommen Büßer und Einsiedler hatten dies öde und gefährliche Gebiet noch nicht zu betreten gewagt und hielten sich, wiewohl von aller Gemeinschaft mit der Welt abgeschlossen, zumeist in kleinen Gehöften oder Heuschuppen in der Nähe der Dörfer und Städte auf. So stand den Teufeln mit ihrem Heer und Gefolge jene große Einöde völlig offen; denn es hausten dort nur wilde Tiere und vielerlei giftiges Gewürme. In deren Gemeinschaft begaben sich nun, von den Heiligen und Büßern überall verdrängt, die Oberteufel und Unterteufel, sowie die Wesen und Getiere heidnischer Art. Darunter waren Satyre oder Faune, die man jetzt Feldteufel oder auch Waldgötzen nannte, Einhörner und Centauren, Dryaden und vielerlei Geister; denn über diese alle war dem Teufel Macht gegeben und es wurde erachtet, daß sie teils ihrer heidnischen Abkunft, teils ihrer halb tierischen Gestaltung wegen von Gott verworfen und der Seligkeit nicht teilhaftig wären.

Unter diesen Tiermenschen und gestürzten Heidengötzen waren jedoch nicht alle von durchaus böser Art, vielmehr unterstanden manche von ihnen dem Teufel nur mit Widerstreben. Andere gehorchten ihm gerne und nahmen

im Ingrimm ein recht teuflisches Wesen an; denn sie wußten nicht, warum sie aus ihrem vormaligen unschädlichen und ungestörten Dasein gerissen und unter die Verachteten, Verfolgten und Bösen gestoßen worden seien. Nach den Berichten vom Leben des seligen Wüstenmönches Paul und des Athanasius Nachrichten über den heiligen Vater Antonius scheint es, daß die Zentauren oder Pferdemänner feindselig und von böser Art, die Satyre oder Feldteufel hingegen zum Teil friedlich und zahm gewesen seien. Wenigstens steht geschrieben, daß dem heiligen Antonius bei seiner wunderbaren Wüstenreise zum Vater Paul sowohl ein Pferdemensch wie auch ein Feldteufel begegnet ist, und der erste verhielt sich böswillig und roh, der Satyr aber redete mit dem Heiligen und zeigte Verlangen nach seinem Segen. Und von dem selben Satyr oder Feldteufel handelt die gegenwärtige Legende.

Der Feldteufel war mit vielen andern seiner Art dem Zuge der bösen Geister in die Wüste gefolgt und trieb sich dort in den rauhen Einöden umher. Da er früher in einer schönen und fruchtbaren Waldgegend gelebt und nur mit seinesgleichen und mit einigen lieblichen Dryaden Umgang gehabt hatte, schmerzte es ihn nicht wenig, daß er nun an einen so wilden Ort und unter die Gesellschaft böser Geister und Teufel verwiesen sein sollte.

Bei Tage sonderte er sich gerne von den andern ab, strich allein über die Felsen und Sandwüsten, träumte an sonnigen Orten von seinem früheren leidlosen und fröhlichen Leben und schlummerte manche Stunde unter den vereinzelten Palmbäumen. Am Abend saß er meistens

in einem wilden finstern Felsental, wo ein kleines Gewässer dahinrann, und spielte auf einer schilfenen Flöte traurige und sehnsüchtige Lieder, deren er immer neue erfand. Wenn diese klagenden Töne erklangen, hörten manche Faune von ferne zu und gedachten mit Leid an die vergangenen schönern Zeiten. Manche von ihnen seufzten erbärmlich und gaben sich einem schmerzlichen Klagen hin. Andere, da sie nichts besseres wußten, führten mit Pfeifen und Schreien ausgelassene Freudentänze auf, um das Verlorene leichter zu vergessen. Die eigentlichen Teufel aber, wenn sie den einsamen kleinen Feldteufel dasitzen sahen und flöten hörten, machten sich über ihn lustig, ahmten ihn höhnisch nach und hänselten ihn auf tausend Arten.

Allmählich, da der Satyr lange Zeit einsam über die Ursachen seiner Trauer, über die frühere paradiesische Lust und das gegenwärtige freudenlose und verachtete Wüstenleben nachgedacht, geseufzt und sich gegrämt hatte, fing er an, mit einigen seiner Brüder über diese Dinge zu reden. In Bälde gab es unter den ernsteren Feldteufeln eine kleine Gemeinschaft, der es am Herzen lag, die Gründe ihrer Verworfenheit zu erforschen und über die Möglichkeit einer Rückkehr zu dem früheren seligen Zustande Betrachtungen anzustellen.

Es war ihnen allen wohlbewußt, daß sie unter die Gewalt und Heeresfolge des Teufels gestellt waren, weil über die Welt ein neuer Gott regierte. Von diesem neuen Gotte wußten sie nur weniges. Wohl aber wußten sie vom Regiment und Wesen ihres Fürsten, des Teufels,

sehr viel. Und was sie von ihm wußten, gefiel ihnen nicht. Wohl war er gar mächtig und vermochte vielerlei Zauber, wie er ja auch sie selbst im Banne hatte, aber sein Regiment war hart und fürchterlich.

Nun sahen sie aber, daß dieser gewaltige Teufel selber verbannt und in diese unbewohnten Wüsteneien entflohen war. Also mußte der neue Gott noch weit mächtiger sein. Und daraus schlossen die armen Feldteufelein, es wäre vermutlich besser für sie, unter Gottes Regiment zu stehen statt unter dem des Luzifer. Demgemäß trugen sie ein Verlangen, diesen Gott besser kennen zu lernen, und sie beschlossen, über ihn jede mögliche Nachricht zu erlangen und alsdann, wenn er ihnen wohl gefiele, einen Weg zu ihm zu suchen.

So lebte diese kleine und verzagte Gemeinschaft von Feldteufeln unter der Führung jenes Flötenbläsers in einer geringen, bänglichen Hoffnung ihre traurigen Tage dahin. Sie wußten noch nicht, wie groß des Oberteufels Macht über sie war. Aber sie sollten es bald erfahren.

Um diese Zeit nämlich begannen die frommen Einsiedler ihre ersten Schritte in die bis dahin unbetretene thebaische Wüste zu tun. Schon seit manchen Jahren war als einziger der Vater Paul in die Öde vorgedrungen. Von ihm erzählt die heilige Legende, er habe viele Jahrzehnte hindurch in einer engen Felsenhöhle ein Büßerleben geführt und sich lediglich vom Wasser einer Quelle, von den Früchten eines Palmbaumes und von einem halben Brot ernährt, das ihm jeden Tag durch einen Raben aus den Lüften herab gebracht wurde.

Dieses Pauli von Thebea wurde eines Tages der Feldteufel gewahr, und da ihn eine gewisse schüchterne Hinneigung zu den Menschen lockte, suchte er den heiligen Einsiedler häufig zu betrachten und zu belauschen. Dieses Menschen Treiben erschien ihm wunderbar. Denn Paulus führte ein gar armseliges Leben in vollkommener Einsamkeit. Er aß und trank nicht mehr als ein Vogel zu seiner Nahrung bedarf, er kleidete sich in die Blätter des Palmbaumes, hauste ohne Lagerstatt in einer schmalen Höhle und ertrug Hitze, Frost und Nässe, ja er kasteite sich noch in besondern Übungen, kniete viele Stunden auf dem harten Felsen und betete, auch fastete er an manchen Tagen völlig, indem er sich auch der ärmlichen Speise enthielt, die er zu genießen hatte.

Alles dieses dünkte den neugierigen Feldteufel gar wunderlich, und anfänglich sah er diesen Mann für einen Irrsinnigen an. Bald aber nahm er wahr, daß der besagte Paulus zwar ein jämmerliches und rauhes Leben habe, daß aber seine betende Stimme seltsam warm und inbrünstig und innerlich selig ertönte und daß auf seinem grauen Haupte und auf seinem mageren und verhärmten Antlitz ein heiliger Schimmer lag und eine herzliche, getroste Wonne leuchtete.

Eine lange Zeit beobachtete der Feldteufel den heiligen Büßer jeden Tag, und er kam zu der Erkenntnis, daß dieser Einsiedler ein seliger Mann war und aus unbekannten Quellen Ströme eines nicht irdischen Glückes genoß. Und da er ihn so häufig die Namen Gottes ausrufen und lobpreisen hörte, gedachte er wohl, daß

Paulus ein Diener und Freund jenes neuen Gottes sei, und daß es gut wäre, diesem Gotte anzugehören.

Darum faßte er eines Tages Mut, trat hinter dem Felsen hervor und näherte sich dem greisen Einsiedler. Derselbe wehrte ihm und rief: apage! apage! und drohte ihm laut, aber der Feldteufel grüßte ihn demütig und sagte leise: „Ich bin zu Dir gekommen, weil ich Dich lieb habe, Einsiedler. Wenn Du ein Diener Gottes bist, o, so sage mir etwas von Deinem Gotte und lehre mich, damit auch ich ihm dienen kann."

Paulus wurde auf diese Rede zweifelhaft, und in seiner Milde rief er ihm zu: „Gott ist die Liebe, wisse das. Und selig ist, wer ihm dient und opfert ihm sein Leben. Du aber scheinst mir ein unreiner Geist zu sein, darum kann ich Dir Gottes Segen nicht geben. Hebe Dich weg, Dämon!"

Der Feldteufel ging traurig von dannen und trug des Büßers Worte mit sich davon. Er hätte gern sein Leben darum gegeben, diesem Diener Gottes ähnlich zu werden. Die Worte Liebe und Seligkeit, obwohl ihre Bedeutung ihm dunkel war, klangen ahnungsvoll und köstlich in seinem Herzen wieder und regten in ihm eine heftige Sehnsucht auf, nicht minder süß und mächtig als das Heimweh nach dem verlorenen Ehemals. Und da er nach einigen unruhvollen Tagen seiner Freunde wieder gedachte, die gleich ihm des Teufelsdienstes müde waren, suchte er diese auf und erzählte ihnen alles, und sie sprachen darüber, seufzten und wußten keinen Rat.

Um die selbe Zeit kam ein zweiter Büßer in die Wüste gegangen und ließ sich an einem öden Orte nieder, wo

vor seinem Fuße ein Heer von ekelhaftem Gewürm entfloh. Dieser war der heilige Antonius. Der Teufel aber, über den Eindringling erzürnt und in Furcht um seine Herrschaft über diese Wüste geraten, bot sogleich seine Macht auf, ihn zu vertreiben. Es ist jedermann bekannt, auf welch mannigfache Weise er den heiligen Mann bald zu verführen, bald zu schrecken und zu verjagen suchte. Er erschien ihm als ein schönes, buhlerisches Weib, ja als Bruder und Mitbeter, er bot ihm köstliche Speisen an und legte Gold und Silber auf seinen Weg.

Da dies alles nicht wirkte, bot er seine Schrecken auf. Er schlug den Heiligen bis aufs Blut, er erschien ihm in scheußlichen Gestalten, er zog mit Teufeln, bösen Geistern, Satyrn und Zentauren, sowie mit Scharen reißender Wölfe, Panter, Löwen und Hyänen durch seine Höhle. Auch der sehnsüchtige Feldteufel mußte dem Zuge folgen, aber er nahte dem Dulder nur mit sanften Gebärden, und wenn seine Brüder ihn neckten, am Barte zogen und mißhandelten, leistete er ihm mit verschämten Blicken stille Abbitte. Antonius aber nahm seiner nicht wahr, oder hielt ihn für ein Gaukelwerk des Bösen. Er widerstand allen Anfechtungen und lebte viele Jahre in Einsamkeit ein heiliges Leben.

Als er neunzig Jahre alt war, ließ Gott ihn wissen, es lebe in der selben Wüste ein noch älterer und würdigerer Büßer, und sogleich machte Antonius sich auf, diesen zu suchen. Ohne einen Weg zu wissen, pilgerte er durch die Wildnisse, und der sehnsüchtige Feldteufel folgte ihm, half ihm unvermerkt den rechten Weg zu finden und trat

endlich zaghaft vor ihn dar. Er grüßte ihn demütig und sagte, er und seine Brüder trügen ein Verlangen nach Gott und bäten ihn, daß er sie segne. Da aber Antonius ihm mißtraute, wich er wehklagend davon, wie es auch in allen alten Berichten der vitae patrum geschrieben steht.

Indessen schritt Antonius weiter, fand den Vater Paulum, demütigte sich vor ihm und war sein Gast. Paulus aber starb, 113 Jahre alt, und Antonius war Zeuge, wie zwei wilde Löwen mit klagendem Gebrüll herbei kamen und mit ihren Krallen ein Grab für den Heiligen gruben. Darauf verließ er die Gegend und kehrte an seinen vorigen Ort zurück.

Allen diesen Begebenheiten hatte der Feldteufel in einiger Entfernung beigewohnt. In seinem schuldlosen Herzen tat es ihm unendlich weh, daß die heiligen Väter beide ihn von sich gewiesen und ohne Trost gelassen hatten. Da er willens war, lieber zu sterben als fürder dem Bösen untertan zu sein, und da er des seligen Pauli Leben und Wesen wohl beobachtet und sich eingeprägt hatte, begab er sich in dessen armselige Höhle. Er zog sein Büßerkleid aus Palmblättern an, nährte sich von Wasser und Datteln, kniete stundenlang in mühevoller Haltung und mit Schmerzen auf den harten Steinen und suchte in allen Dingen den Dahingegangenen nachzuahmen.

Dabei wurde sein Herz immer trauriger. Daß Gott ihn nicht gleich dem Paulus annehme, konnte er wohl sehen, denn der Rabe mit dem täglichen Brot, der zu Jenem gekommen war, zeigte sich nicht mehr. Und doch

hatte er gesehen, wie beim Besuch des heiligen Antonius der selbe Rabe ein doppeltes Brot gebracht hatte. Wohl war eine Bibel in der Höhle, aber der Feldteufel konnte nicht lesen. In manchen Augenblicken, wenn er bis zur Erschöpfung gekniet und Gottes Namen ausgerufen hatte, fühlte er wohl eine leise, heimliche Ahnung von Gott und seiner Seligkeit vorüberwehen, allein zur vollen Erkenntnis konnte er nicht gelangen.

Darum erinnerte er sich der Worte jenes Paulus, daß es selig sei für Gott zu sterben, und beschloß zu sterben. Noch niemals hatte er einen seinesgleichen sterben sehen, und der Gedanke an den Tod war ihm furchtbar und bitter. Dennoch blieb er bei seinem Vorsatz. Er aß und trank nicht mehr und brachte Tag und Nacht auf den Knieen hin, Gottes Namen im Munde.

Und er starb. Er starb knieend, wie er es beim Vater Paulus gesehen hatte. Wenige Augenblicke vor seinem Tode aber sah er mit Erstaunen den Raben herbeifliegen, mit einem Brot wie das des Heiligen gewesen war, und zugleich ergriff ihn mit tiefer Lust die Gewißheit, daß Gott sein Opfer angenommen und ihn zur Seligkeit erwählt habe.

Kurze Zeit nach seinem Tode kamen von neuem fromme Pilger in jenen Teil der Wüste, um sich dort niederzulassen. Sie erblickten den Leichnam, der im Büßerkleide knieend am Felsen lehnte, und da sie bemerkten, daß es ein Toter war, beschlossen sie, ihn christlich zu begraben. Sie höhlten eine kleine Grube aus, denn der Tote war von geringer Gestalt, und stimmten Gebete an.

Da sie aber den Leichnam aufhoben, um ihn in die Grube zu legen, wurden sie inne, daß unter seinen verwirrten Haaren zwei Hörnlein und unter seinem Blättergewande zwei Ziegenfüße verborgen waren. Da schrieen sie laut auf und entsetzten sich über diesen argen Hohn des Bösen. Sie ließen den Toten liegen und flohen unter lautem Beten von hinnen.

Zum Gedächtnis

Ich stand auf einem großen Bahnhof am Gepäckschalter, mein Zug sollte in wenigen Minuten abgehen. Es war abends beim Eindunkeln, Lichter begannen schon zu glühen. Ich war seit dem Morgen vom Hause fort, hatte hier ein paar Stunden Halt gemacht und meinen Freund vergebens gesucht. Dann war ich in der Werkstatt eines Künstlers, den ich kenne, eingetreten und hatte dort zwischen den Bildern und Tonmodellen meine Zeit verbracht, im Herzen unruhig, denn zu Hause lag viel Arbeit ungetan, und morgen und übermorgen sollte ich, eben zugunsten jener Arbeit, an zwei Orten Vorträge halten.

Es war eine gute Sache, ohne Zweifel, es galt den armen Opfern des Krieges zu helfen, den unschuldig heimatlos Gewordenen, den in Feindesland Gefangenen. Aber — so fühlte ich zuweilen und dachte es auch jetzt — war nicht auch die ganze Emsigkeit und Betriebsamkeit unseres guten und wohltätigen Tuns ein wenig falsch, ein wenig überhitzt im Tempo, ein bißchen angesteckt vom fatalen Geist der Welt, die unsrer Seele fremd ist, von jenem Geist, der sich jetzt im großen Kriege so erschreckend und demütigend austobte? Floh nicht seit Monaten hundertmal in unbewachten Augenblicken mein ganzes Wesen erkrankt und sehnsuchtsvoll in die alte heilige Klage: Laß, o Welt, o laß mich sein!

Ich nahm dem Beamten meinen Koffer ab und wollte ihn zum Zuge tragen, der schon erleuchtet und dampfend

in der Halle stand. Da klopfte jemand mir auf die Schulter, und mein lieber Freund, den ich in der Stadt nicht gefunden, stand da und sah mir ins Gesicht.

„Bleib hier", sagte er freundlich, „bleibe den Abend bei mir! Du mußt heut nimmer weiterreisen!"

Ich lachte rasch und winkte ab, da sagte er leise: „Ich habe eine Nachricht für dich, man hat mir telegraphiert."

„Was denn?" fragte ich, noch immer ohne Ahnung.

Da nahm er mir den Koffer ab und sagte: „Es ist keine gute Nachricht. Dein Vater ist ganz plötzlich gestorben."

Eine Viertelstunde später saß ich im Zug, nicht in dem geplanten, sondern in einem andern, der noch heut Nacht in meinem Wohnort ankommen sollte. Noch war ich zu keiner Ruhe gekommen, ich hatte nichts getan als hastige Telegramme geschrieben und Züge gesucht. Jetzt fuhr ich heimwärts — nicht dem Rufe des Herzens nach zu meinem toten Vater hin, sondern von ihm fort, in umgekehrter Richtung, nach Hause. Denn ich konnte nicht nach Deutschland reisen, ohne mir erst daheim einen neuen Paß zu besorgen. Es war ja Krieg, man durfte ja jetzt keine Privatangelegenheiten, keinen Schmerz haben, man durfte jetzt nicht tun, was natürlich und richtig war, sondern man mußte sich ins Glied stellen, sich um Stempel bemühen, sich photographieren lassen, Zettel unterschreiben und Beamten Auskünfte geben, die niemand interessierten. Nun denn, es war mir nichts Neues mehr. Aber über alledem kam ich auch auf der langen Bahnfahrt zu keiner Ruhe im Herzen. Es tat zwar weh, und mit dem teuflischen Takt der Räder schlug mir's

tausendmal dumpf und öd ins Ohr: „Dein Vater ist tot, jetzt hast du keinen Vater mehr!"

Aber es waren viele andre Stimmen daneben wach: Werde ich daheim noch jemand finden? Werde ich schnell genug meinen Paß bekommen? Was machen meine Schwestern? Und mein Bruder? Und plötzlich fiel mir ein: ich muß ja einen schwarzen Anzug haben! Und zwischen alledem quälte mich eine tiefe Scham und Trauer, daß ich jetzt nicht still und gesammelt mein Herz dem Vater darbieten konnte, daß meine Seele wirr verstimmt und vielspältig geteilt war, daß hundert dumme, kleine Sorgen noch Platz in mir hatten.

Zuweilen stieg ein halberwachtes Bewußtsein des Verlustes beklemmend herauf, nahm mir den Atem und tat im Kopfe weh, hinter den Augen. Dann versuchte ich, mich zusammenzuraffen und mit gesammelter Innigkeit das Bild des Gestorbenen in mir herzustellen. Doch ward es nie vollkommen hell und wahr. Das einzige gute Gefühl, das für Augenblicke rein und tröstend in mir atmete, war dieses: „Er hat es gut, er hat Ruhe; er ist da, wohin er sich sehnte." Dann fielen mir Zeiten ein, in denen ich meinen Vater krank gekannt hatte, krank und von endlosen Schmerzen gepeinigt, und plötzlich sah ich sein Bild deutlich und überscharf, mit seiner lieben, ergreifend schmerzvollen Gebärde, wie er tief atmend mit flachen Händen das lange Haar von den Schläfen zurückstrich, während sein Blick still und traurig wie aus einer fremden Ferne her auf mir ruhte. Und jetzt empfand ich, endlich wieder, sein Wesen rein und

deutlich in mir und sagte zu mir: „Sie haben ihn nie verstanden, niemand, auch alle seine Freunde nicht. Nur ich verstehe ihn ganz, weil ich bin wie er, allein und von keinem recht verstanden."

*

In der Nacht kam ich in meinem Wohnort an, stieg in die Trambahn, sah innen Bekannte plaudernd sitzen und wandte mich ab gegen die Scheiben; mit entfremdeten Blicken sah ich die vertrauten nächtlichen Straßen und Brücken, als führe ich müde auf Reisen durch einen unbekannten Ort. Meine Frau kam mir draußen am Rande der Stadt entgegen, wir gingen über die dunkeln Felder in unser Haus, das ich erst am Morgen verlassen hatte.

Auf meinem Tisch lagen Briefe, und darüber lag das Telegramm, und ich las und mußte lächeln. „Ganz schnell entschlafen," stand da, das klang gut und zart, und es paßte so zu dem Hinweggegangenen! Das war so ganz seine Art, das verstand ich so im Grunde und fühlte es wie einen kleinen Triumph mit, daß es ihm gelungen war, uns allen so ganz unvermerkt und unbeschrien zu entschlüpfen. Wie ein Vogel, wie ein gefangener Waldvogel, wenn das Fenster offen und niemand im Zimmer ist.

Erst spät in der Nacht, im Bett, spürte ich die Erschütterung an meinen Wurzeln, tief im Geheimnisvollen, fühlte die traurige Schönheit und Unwiederbringlichkeit von allem und konnte frei und kindlich weinen.

*

Den andern Tag bis zum Mittag mußte ich um den Reisepaß bemüht sein. Es ging alles so behindert und harzig wie in einem Angsttraum, überall fehlte eine Kleinigkeit, überall war noch eine Viertelstunde zu warten, mein einziger Zug war längst weggefahren, und ich stand noch immer mit müdem Kopf und kalten Händen in den Kanzleien herum, unselig und verzaubert inmitten jener Welt der gelbgemalten Kanzleistühle und an die Wände genagelten amtlichen Vorschriften und Kundgebungen. Diese seltsam harte, seltsam verfluchte, seltsam unzulängliche Welt, in der seit Pontius Pilatus das Leben entwirklicht und die Seele jeder Wesenheit beraubt wird, umgab mich phantastisch in ihrer nüchternen Unwirklichkeit und bestahl mich aufs neue um meinen Schmerz und meine Erhebung. Nur hin und wieder flohen die schmalen Wände dieser wesenlosen Welt einen Augenblick auseinander, und über eine ungeheure Entfernung und Leere hinweg sah ich einen stillen Mann im Totenhemde liegen, auf mich warten. Dann mußte ich wieder Auskünfte geben und meinen Namen auf Papiere schreiben, und endlich stand ich betäubt auf der Straße und sprang in einen Wagen, kam nach Hause, fand den Tisch gedeckt und den Koffer bereit, stand lang am Telephon, aß schnell etwas, steckte Bücher in die Taschen und fuhr zum Bahnhof.

Zu meinem Vater konnte ich heut nimmer kommen; aber ich wollte reisen, soweit es eben ginge. Meine Kinder sah ich eben noch von der Schule heimkommen, ehe ich wegfuhr.

Dann saß ich im Zuge und fuhr Stunde um Stunde, wieder den selben Weg, den ich gestern am Morgen hin- und am Abend zurückgefahren war, und gegen Abend kam ich auch an der Stadt und ganz nah an dem Saal vorbei, in dem ich eben an diesem Abend hätte sprechen sollen. Mit dem Nachtwerden erschien der Bodensee, und es ging noch ein Schiff, und im Laternenlicht des Hafens begrüßte ich den deutschen Boden wieder. Jahre meines Lebens hatten sich in dieser Landschaft gespiegelt; der Fisch, den ich aß, und der Wein, den ich trank, riß hundert verdunkelte Bilder plötzlich ins Licht. Noch ein Gang im Nachtwind durch das schlafende Friedrichshafen und ein Stück Seeufer entlang, dann schlief ich schwer bis zur Frühe.

*

Jetzt, als ich am Morgen in dem Eisenbahnwagen stand, der mich in die alte Heimat bringen mußte, jetzt fühlte ich deutlich, wie der Sarg meines Vaters mich zu sich zog, durch die wechselnden Landschaften, und er zog nicht mich allein, er zog in andern Zügen und Wagen durch andre Gegenden auch meine Geschwister her, deren jedem der Vater gestorben war, deren jedes ihn in irgend einem besonderen Zuge seines Wesens ganz (und vielleicht allein) verstanden und gekannt hatte.

Und wieder reiste ich durch Landschaften und Städte, die mir heimatlich angehörten, wo ich Schulen besucht, wo ich Knaben- und Jünglingsgänge durch die waldigen Bergzüge getan. Von allem war heute der Schimmer

genommen, ich sah mein Leben rückwärts nicht wie ein launig gewundenes Tal, sondern als eine einzige, harte, schnurgerade Straße unerbittlicher Notwendigkeit, vom Vater her und zu ihm zurück führend.

Wieder dachte ich an die Unverstandenheit, in der unser Vater so große Teile seines beschwerlichen Lebens hingebracht hatte, obwohl ihm die wunderbare Gabe geschenkt war, gerade das in seiner Natur, was leicht und licht und hell und vogelhaft war, zu zeigen und anderen zum anmutigen Geschenk zu machen. Merkwürdig – im Leben dieses Mannes, der immer leidend und überzart und von Schmerzen verfolgt war, schimmerte eine eigentümliche Festlichkeit, ein edler Glanz von guter Form und Ritterlichkeit. Es war nicht die Frohmütigkeit gesunder, naiver Naturen, die ihn dankbar und dem Angenehmen erschlossen machte. Seine Dankbarkeit und Heiterkeit waren die des Leidenden, der in schweren Jahren gelernt hat, den Sonnenstrahlen und kleinen Tröstlichkeiten des Lebens mit Sorgfalt eine Tür offen zu lassen.

Ich erinnerte mich an meinen letzten Besuch bei ihm, wie da gleich nach der Begrüßung unser Gespräch voll Verständnis, voll Licht und Vertrauen gewesen war. Obwohl er, der mich vermutlich viel besser kannte als ich ihn, Grund genug gehabt hätte, mir zu mißtrauen oder mich doch zu tadeln und anders zu wünschen, und obwohl ich im Vergleich zu seiner zarten Frömmigkeit ein roher Weltenmensch war, stand doch über uns wie ein warmer Himmel ein Gefühl von Gemeinsamkeit und Einandernichtverlierenkönnen, und ohne Zweifel war die

Toleranz und das Nachgebenmüssen bei ihm viel größer als bei mir. Denn er war, wenn auch nicht ein Heiliger, doch aus dem seltenen Stoffe, aus dem die Heiligen gemacht werden. Damals, als ich das letzte Mal bei ihm in dem friedvollen Stübchen saß – für mich ein Hort und Schlupfwinkel weltferner Ruhe, für ihn ein Kerker und quälender Käfig – da hatte er, der seit einiger Zeit blind geworden war, mir von einem seiner kleinen Mittel erzählt, mit denen er sich je und je durch schlaflose Nächte hindurchhalf. Er besann sich dann auf gute lateinische Sätze und Sprichwörter, und zwar in alphabetischer Folge, was außer der Gedankenzucht noch die Tugend hatte, den Reichtum des im Gedächtnis Vorhandenen viel eindringlicher aufzuzeigen. Er forderte mich auf, das Spiel mit ihm zu machen und mit dem Buchstaben A zu beginnen. Ich brauchte lange, bis ich zwei, drei Sprüche beisammen hatte. ‚Alea iacta est' fiel mir zuerst ein und ‚Ars longa, vita brevis'. Er aber, die Lider über den blinden Augen nachdenkend geschlossen, zog wie ein Kristallsucher behutsam einen runden Satz um den anderen hervor, genau in alphabetischer Reihenfolge – ich erinnerte mich, daß sein letzter Spruch ‚Aut Caesar aut nihil' war – und jeden sprach er mit einem frohen Respekt vor der schönen, knappen und klingenden Sprache klar und licht und behutsam aus, so wie ein rechter, andächtiger Sammler seine Stücke in liebende und wohlerzogene Finger nimmt.

*

Jetzt sah ich ihn auch wieder ganz, das feine und ritterliche Gesicht unterm langen, zurückgekämmten Haar, die edle hohe Stirn und alle ihre schönen Flächen, die hohe Wölbung der über erblindeten Augen geschlossenen Lider, und zum ersten Mal, seit ich von seinem Tode wußte, empfand ich erkaltend im Innersten die Unwiederbringlichkeit all dieser lieben, feinen, kostbaren Dinge. Ich empfand plötzlich, welch ein grauenvoller Verlust das war, niemals mehr seine zarte Hand zu fühlen, wie sie segnend meinen Scheitel suchte, und gar niemals wieder seine Stimme zu hören. Für eine Weile fühlte ich, im schüttelnden Zug am Fenster stehend, nichts mehr als den Schmerz des Beraubten und etwas wie Erbitterung gegen alle Menschen, denen er nicht verloren war, die ihn nicht gekannt hatten, die nicht wußten, was für ein außerordentlicher Mensch da gelebt hatte und gestorben war.

Und alsbald fiel etwas noch viel Schlimmeres, viel Furchtbareres mir ein — wie hatte ich daran bis jetzt nicht denken können! Es war meine letzte Nachricht an ihn, vielleicht hatte er sie noch in seinen letzten Stunden — eine kurze, hastige, lieblose Postkarte mit flüchtigen Grüßen und mit der Klage, daß ich jetzt gar keine Zeit zum Briefschreiben finden könne! O Gott, wie war das jammervoll und häßlich und beschämend, viel schlimmer, als wenn ich gar nicht geschrieben hätte! Die Schmerzen, die ich meinem Vater in Jugendjahren bereitet, waren nichts, die waren bitter aber selbstverständlich und notwendig gewesen. Aber diese Gleichgültigkeit, dieses Ver-

lorensein an leere Geschäfte und Pflichten, über denen ich die ersten Pflichten der Liebe versäumte, wie war das gemein und unverzeihlich! Schuld wälzte sich über mich wie ein dunkler Strom von Schlamm . . .

*

Der Zug hielt im Bahnhof der Hauptstadt, ein Freund holte mich ab und nahm mich in sein Haus, bis ich weiterfahren konnte. Dann ging der langsame ländliche Eisenbahnzug in die Dörfer hinaus, hielt endlich bei der kleinen Station. Ich sah Menschen dort stehen, sah plötzlich meinen Bruder unter ihnen und umarmte ihn und meine Schwester, und wir gehörten wieder zusammen und waren ein Blut wie in Kinderzeiten. Verlorene Kinderheimat, Erinnerungen unschuldiger Gemeinsamkeit, die braunen warmen Augen unsrer lang gestorbenen Mutter, alles war plötzlich da und brachte Wärme und Geborgenheit, duftete heimatlich, redete Kinder-Mundart, floß beruhigend durchs Blut. O wie arm gehen wir unsere staubigen Straßen, und könnten so viel Liebe atmen! O wie arm, wie arm! Aber jetzt war es gut, jetzt war ich heimgekehrt.

Friedlicher Gang durchs Dorf und die Vorfrühlings-wiesen, Schneereste noch überall. O wie gut, wie unsäglich gut, daß ich gekommen war, daß ich da war, daß ich den Arm meiner Schwester hielt und meinem Bruder auf die Schulter klopfen konnte! Und wie traurig und wunderbar, den kleinen Berg hinan nach dem Hause zu gehen, in dem unser Vater lag und auf uns wartete.

Das Fenster wiederzusehen, aus dem er bei jeder Abreise seinen Kindern gewinkt hatte. Die Treppe hinaufzusteigen und bei der Glastür den Haken zu sehen, wo immer sein weicher Filzhut hing. Und in Flur und Stube die Atmosphäre von einfacher, wohlriechender Sauberkeit, von zarter Reinlichkeit zu atmen, die ihn stets umgeben hatte.

Zuerst wurde erzählt und die Schwestern hatten Kaffee bereit. Ja, er war ganz leicht und schnell entflogen, er war fast schelmisch von dannen geschlüpft, ohne Geräusch und Gebärden. Wir wußten, daß er, der von vielen Leiden her Mißtrauische, nicht ohne Furcht vor dem Tode gewesen war, den er doch oft und herzlich ersehnte. Das war nun gut, das war gelöst, da war nichts anders zu wünschen. Ich fand gedruckte Todesanzeigen daliegen; darin stand eine Psalmstelle bezeichnet, die nach seinem Wunsch auf seinem Grabe stehen soll. Ich fragte die Schwestern, wie der Spruch laute; sie lächelten beide und sagten: „Der Strick ist zerrissen, der Vogel ist frei!"

*

Nun ging ich leise beiseite und hinüber und tat die Tür zu seiner Stube auf. Das Fenster stand offen, Schneekühle wehte in den Blumenduft herein.

Unser Vater lag weiß in Blumen gebettet, die Hände leicht aufeinander gelegt. Sein Kopf lag weit zurückgelehnt, wie in einem tiefen Aufatmen, die hohe Stirn mächtig und königlich, die Augen still geschlossen. Und wie tief, wie innig atmete das edle Antlitz die erreichte

Ruhe! Wie lag Rast und Erlösung und herzliches Genügen in seinen lieben Zügen! Er, den Schmerzen und Unrast sein Leben lang verfolgt und zum Kämpfer und Ritter gemacht hatten, er schien mit tiefem, innigem Erstaunen der unendlichen Stille zu lauschen, die ihn jetzt umgab. O Vater, Vater!

Als ich weinend seine Hände küßte und meine lebenden, warmen Hände auf seine steinerne Stirne legte, da fiel mir aus den Knabenzeiten ein, wie mein Vater oft, wenn im Winter eines von uns mit kalten Händen nach Hause kam, uns gebeten hatte, ihm die Hände ein wenig auf die Stirne zu legen; denn er war oft tagelang von schweren Kopfschmerzen heimgesucht. Jetzt lagen meine unruhigen, warmen Hände auf seiner Stirn und holten Kühle von ihm. Und alles Ritterliche und überlegen Edle, das er im Wesen gehabt, stand überklar in seinem Gesicht geschrieben, wie die Würde auf einem stillen Schneegipfel. O Vater, Vater!

*

Am Abend gab mir eine der Schwestern einen goldenen Trauring. Den hatte einst meine Mutter, am Anfang der Sechzigerjahre, für ihren ersten Bräutigam machen lassen, ein Spruch stand innen eingegraben, und hatte ihn zehn Jahre später bei der Hochzeit meinem Vater gegeben.

Ich drehte den schmalen Goldring und las die alte Inschrift und steckte ihn an meinen Finger. Er paßte gut, und als ich den Finger mit dem Ring ansah, den ich vieltausendmal an meines Vaters Hand gesehen und

als Knabe oft im Spiel gedreht, da blickte auch meine ältere Schwester her, und wir sahen beide, wie ähnlich mein Finger und meine Hand den Händen unsres Vaters war. In der Nacht erwachte ich zweimal an dem ungewohnten Ring, denn ich hatte bisher niemals einen getragen, und ich lag und fühlte ahnend, wie der Ring nur ein schwaches Gleichnis war für hundert Notwendigkeiten, die mein Sein und Schicksal an den Vater knüpften.

Am andern Tage war ich nochmals eine Zeit allein bei ihm, und noch immer schien er innig und erstaunt dem großen Frieden zu lauschen und ganz eins mit ihm zu sein: und wieder kühlte ich Stirn und Hände an der heiligen Quelle. Und alles, was weh tat, war nichts gegen diese gute Kühle. Und wenn ich ein schlechter Sohn und dieses Vaters noch so sehr unwürdig war, so würde doch einst auch mir die Seele so gestillt und der rastlose Puls so gekühlt werden. Und wenn gar kein anderer Trost im Leiden mehr zu finden wäre, so doch immer dieser: auch meine Stirn wird einmal so voll Kühle und mein Sinn so ins Wesentliche hinübergeflossen sein.

Erst seit den schönen, innig erfüllten Stunden, die ich im kalten, hellen Stübchen meines toten Vaters zu Gast war, ist das Wissen um den Tod mir wichtig und köstlich geworden. Bisher hatte ich den Tod wenig bedacht, nie gescheut, oft in verzweifelnder Ungeduld gewünscht. Erst jetzt sah ich ganz seine Wirklichkeit und Größe, wie er als Gegenpol da drüben steht und uns erwartet, damit ein Schicksal vollendet und ein Kreis vollendet werde. Bisher war mein Leben ein Weg gewesen, bei dessen

Anfängen ich viel in Liebe verweilte, bei Mutter und Kindheit, ein Weg, den ich oft singend und oft verdrossen ging und den ich oft verwünschte — aber nie war das Ende dieses Weges klar vor mir gestanden. Aller Antrieb, alle Kraft, die mein Dasein speiste, schien mir nur vom dunkeln Anfang auszugehen, von Geburt und Mutterschoß, und der Tod schien mir nur der zufällige Punkt zu sein, wo diese Kraft, dieser Schwung und Antrieb einmal erlahmen und erlöschen würde. Jetzt erst sah ich die Größe und Notwendigkeit auch in diesem ‚Zufälligen' und fühlte mein Leben an beiden Enden gebunden und bestimmt und sah meinen Weg und meine Aufgabe, dem Ende entgegenzugehen als der Vollendung, ihm zu reifen und zu nahen als dem ersten Fest aller Feste.

Wir sprachen viel, und wer sich an besondere Erzählungen des Vaters aus dessen früheren Jahren erinnerte, der suchte sie wiederherzustellen, dazwischen lasen wir einander Stücke aus seinen Aufzeichnungen vor. Hier und dort nahm eines von uns ein Familienbild von der Wand, studierte daran, suchte Daten auf der Rückseite. Hie und da verschwand eines von uns, um ein wenig ‚hinüber' zu gehen und beim Vater zu sein, und hie und da begann eines von uns zu weinen. Eine von meinen Schwestern hatte mehr verloren als wir andern, ihr wurde der Tod des Vaters zu Wende und Schicksal auch im äußern Leben. Um diese eine stellten wir andre uns und nahmen sie in die Mitte unsrer Liebe. Über Jahre und Jahrzehnte eines Auseinandergleitens hinweg umarmte uns, mit hundert teueren Erinnerungen

an Vater und Mutter, die Gemeinsamkeit des Blutes und Geistes. Denn dies erkannten wir alle als das Wesentliche in der Erbschaft des Entschlafenen, die wir alsbald angetreten hatten: es war nicht bloß das Band des Blutes da, das uns in der Stunde der Angst zueinander drängt. Es war darüber hinaus das Vermächtnis einer Zucht und eines Glaubens da, dem unser Vater und unsre Mutter gedient hatten und dem sich keines von uns Kindern zu entziehen dachte, der auch mich nach dem Zerschneiden aller Wort- und Gemeindefesseln immer noch innig mit umfaßt hatte. Diesen Glauben fühlten wir jetzt alle, den Glauben an eine Bestimmung, den Glauben an eine Berufung und Verpflichtung. Dieser Glaube, nicht in Worten auszudrücken und niemals durch Taten in seinem Trieb zu stillen, war uns allen gemeinsam wie das Blut. Auch wenn wir einander verlieren sollten, wußten wir uns doch für immer einem Orden, einer heimlichen Ritterschaft angehörig, aus der es keinen Austritt gibt. Denn man kann so einen Glauben wohl mit Füßen treten, nicht aber auslöschen.

Aber davon sprachen wir alle kein Wort.

*

Jetzt ist die braune Frühlingserde zwischen ihm und uns, und vielleicht sind heut auf seinem Grabe schon die ersten Blumen eingewurzelt. Eine Heimat habe ich jetzt nicht mehr, Mutter und Vater sind an verschiedenen Orten begraben. Erinnerungsstücke und Andenken habe ich keine mitgenommen, nur den dünnen goldenen Ring,

an den sich meine Hand nun schon gewöhnt hat. Meine Heimat wird einmal dort sein, wo auch mir die Erde letzte Mutterdienste tut. Dennoch bin ich nicht in der Welt verloren, die ich liebe und der ich fremd bin, wie es der Tote war. Und habe mehr gewonnen als verloren an dem feuchten braunen Grab im schwäbischen Boden. Wer den Weg der Reife einmal betreten hat, kann nicht mehr verlieren, nur gewinnen. Bis einmal auch ihm die Stunde kommt, wo er die Käfigtür offen findet und mit einem letzten Herzklopfen dem Unzulänglichen entschlüpft.

Wer dann für einen Menschen von unsrer Art in der Bibel und in andern Büchern nach einem guten Spruch und Ausruf fahndet, der nicht alles sagt und sagen will, aber den holdesten Glanz der Sache doch im Spiegel fängt, der wird wohl nirgendwo einen bessern finden als den Psalmvers: ‚Der Strick ist zerrissen, der Vogel ist frei.‘

Nachtgesicht

Gegen Mitternacht kam ich von einem Gelage heim, vor dem Hause rauschte der Ulmenbaum und Sterne hingen in seinen Zweigen, ein dünner Nebel stand über den gemähten Wiesen und schwamm kraftlos um den schwarzen Waldrand.

Ich summte müde und stumpf eine törichte Melodie weiter, die mich auf dem ganzen Heimweg durch die Stadt und durch die dunklen Alleen verfolgt hatte und während ich den Schlüssel im Haustor umdrehte, wollten mir die Augen zufallen, ohne daß ich doch in aller Erschöpfung die dumme, schlechte Melodie loswerden konnte. Es war ein älteres italienisches Couplet, das wir heut Abend beim Weine Spaßes halber gesungen hatten, und es begann mit den Worten:

Sono Francese,
Vengo da Parigi ...

Die Türe fiel schwer ins Schloß zurück, es hallte im hohen Treppenhause wider. Die brennende Flurlampe wartete auf mich, ich hob sie mit der rechten Hand, Lichtkegel schossen durch den Raum, die alten Bilder schwankten ungewiß an den Wänden, und mit der Kühle und Verschwiegenheit des schlafenden Hauses fiel mich Trauer an.

Im Studierzimmer lagen die Bücher, wie ich sie gegen Abend verlassen hatte, auf dem großen Tisch verstreut; ein goldgedrucktes Ornament auf dunklem Leder stach mir im Lampenlicht entgegen: ein Band Hölderlin. Post

lag daneben, am Abend angekommen, Adressen in Maschinenschrift, keine befreundete Hand, eine Zeitung, Drucksachen. Uberm Kamin eine milde Helle, da hing und schaute friedevoll die große Landschaft vom Bodensee, grün und grau und bläulich, mit ein paar roten Dächern zwischen Bäumen.

Wie war ich müde! Jetzt noch die paar Schritte zum Schlafzimmer. Waschen, Auskleiden . . . Ich zündete die Kerze an und blies die Lampe aus, es roch ölig-rußig und wurde frösteln kühl. Und nun war ich im Schlafzimmer, und tat mechanisch das Alltägliche, legte die Manschetten weg, nestelte am Kragen, sah die Nacht hoch und blau in den offenen Fenstern stehen, und begann willenlos nochmals das Lied vom Francese zu sumsen.

Jetzt stand ich vor dem Waschtische, hob den schweren Wasserkrug auf und goß das Becken voll, daß die Kerzenflimmer im klaren Wasser tanzten.

Indem ich mich bückte, gähnte eine traumhafte Raumtiefe mir entgegen: der Spiegel. Und da war ich auf einmal wach und nüchtern, und im schwachen rötlichen Kerzenschein sah mein Gesicht mir entgegen, in dem tiefen unergründlichen Raume hängend, vom alten Glase bläulich-schattenhaft gefärbt. Und ich sah in müde, rot geränderte Augen ohne Glanz, ich sah ein abgespanntes nervöses Gesicht mit erschrocken suchenden Blicken, zerstört und verzogen, Falten in Stirn und Wangen, und den Mund erschlafft. Das war ich.

Und indem ich die Kerze hinwegschob und die Blicke abwendete, sah ich oder träumte ein Bild der Erinnerung:

mich selbst, zwanzigjährig, mit heller wachsamer Stirn, jung, ernst, den Blick nach allen Gipfeln des Lebens gerichtet, Weltverachtung um die frischen Lippen, den Hauch der Jugend auf den mageren Wangen.

Und ich blies die Kerze aus, und setzte mich ins Fenster, und draußen klang das hohe, heilige Sausen der Nachtstille, in weiter Ferne hörte ich einen Wagen über den Feldweg rollen. Ich saß und lehnte mich ans Fensterkreuz, Sterne blickten ernst durch die Bäume, und in den Bäumen und Feldern, in Sternen und blauer Nachtstille sang gespenstisch und leise, wie aus unsäglicher Ferne und Versunkenheit herüber, das Lied meiner Jugend . . .

Der schöne Traum

Als der Gymnasiast Martin Haberland im Alter von siebzehn Jahren an einer Lungenentzündung starb, sprach jedermann von ihm und seinen reichen Talenten mit Bedauern und hielt ihn für sehr unglücklich, daß er gestorben war, ehe er aus diesen Talenten hatte Erfolge und Zinsen und bares Geld lösen können.

Es ist wahr, der Tod des hübschen, begabten Jünglings hat auch mir leid getan, und ich dachte mir mit einem gewissen Bedauern: wie unheimlich viel Talent muß es doch in der Welt geben, daß die Natur damit so um sich werfen kann! Aber es ist der Natur einerlei, was wir über sie denken, und was das Talent angeht, so ist es ja tatsächlich in solchem Überfluß vorhanden, daß unsre Künstler bald nur noch Kollegen und gar kein Publikum mehr haben werden.

Indessen kann ich den Tod des jungen Mannes nicht in dem Sinne bedauern, als sei ihm selbst dadurch ein Schaden zugefügt und sei er des Besten und Schönsten grausam beraubt worden, das noch für ihn bestimmt gewesen wäre.

Wer mit Glück und in Gesundheit siebzehn Jahre alt geworden ist und gute Eltern hatte, der hat ohnehin in gar vielen Fällen gewiß den schöneren Teil des Lebens hinter sich, und wenn sein Leben so früh endet und aus Mangel an großem Schmerz und grellem Erlebnis und wilder Lebensweite kein Beethovensches Symphoniestück geworden ist, so kann es doch eine kleine

Haydnsche Kammermusik gewesen sein, und das kann man nicht von vielen Menschenleben sagen.

Im Falle Haberland bin ich meiner Sache ganz sicher. Der junge Mensch hat tatsächlich das Schönste erlebt, was ihm zu erleben möglich war, er hat ein paar Takte von so unirdischer Musik geschlürft, daß sein Tod notwendig war, weil kein Leben daraufhin etwas anderes als einen Mißklang ergeben hätte. Daß der Schüler sein Glück nur im Traum erlebt hat, ist gewiß keine Abschwächung, denn die meisten Menschen erleben ihre Träume viel heftiger als ihr Leben.

Am zweiten Tag seiner Krankheit, drei Tage vor seinem Tode, hatte der Gymnasiast bei schon beginnendem Fieber folgenden Traum:

Sein Vater legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Ich begreife ganz gut, daß du bei uns nicht mehr viel lernen kannst. Du mußt ein großer und guter Mann werden und ein besonderes Glück gewinnen, das findet man nicht daheim im Nest. Paß auf: du mußt jetzt zuerst auf den Berg der Erkenntnis steigen, dann mußt du Taten tun, und dann mußt du die Liebe finden und glücklich werden."

Während der Vater die letzten Worte sagte, schien sein Bart länger und sein Auge größer, er sah für einen Augenblick wie ein greiser König aus. Dann gab er dem Sohn einen Kuß auf die Stirne und hieß ihn gehen, und der Sohn ging eine breite schöne Treppe hinab wie aus einem Palast, und als er über die Straße ging und gerade das Städtlein verlassen wollte, begegnete

ihm seine Mutter und rief ihn an: „Ja Martin, willst du denn fortgehen und mir nicht einmal Adieu sagen?" Bestürzt sah er sie an und schämte sich, zu sagen, er habe gemeint, sie sei schon lang gestorben, denn er sah sie ja lebend vor sich stehen, und sie war schöner und jünger, als er sie in Erinnerung gehabt hatte, ja sie hatte fast etwas Mädchenhaftes an sich; so daß er, als sie ihn küßte, rot wurde und sie nicht wieder zu küssen wagte. Sie sah ihm in die Augen mit einem hellen, blauen Blick, der wie ein Licht in ihn überging, und nickte ihm zu, als er verwirrt und in Hast davonging.

Vor der Stadt fand er ohne Erstaunen statt der Landstraße und dem Tal mit der Eschenallee einen Meerhafen liegen, wo ein großes altmodisches Schiff mit bräunlichen Segeln bis in den goldenen Himmel ragte, wie auf seinem Lieblingsbilde von Claude Lorrain, und wo er sich alsbald nach dem Berge der Erkenntnis einschiffte.

Das Schiff und der goldene Himmel entschwanden jedoch unvermerkt wieder aus der Sichtbarkeit, und nach einer Weile fand sich der Schüler Haberland doch auf der Landstraße wandern, schon weit von daheim, und einem Berge entgegen gehen, der in der Ferne abendrot glühte und nicht näher zu kommen schien, so lange er auch wanderte. Zum Glück schritt neben ihm der Professor Seidler und sagte väterlich: „Hier ist keine andere Konstruktion am Platze als der Ablativus absolutus, nur mit seiner Benützung kommen Sie plötzlich medias in res." Er folgte alsbald, und es fiel ihm ein Ablativus absolutus ein, der gewissermassen die ganze Vergangenheit

seiner selbst und der Welt in sich begriff und mit jeder Art von Vergangenheit so gründlich aufräumte, daß alles hell voll Gegenwart und Zukunft wurde. Und damit stand er plötzlich auf dem Berge, aber neben ihm auch der Professor Seidler, und dieser sagte auf einmal Du zu ihm, und Haberland duzte auch den Professor, und der vertraute ihm an, er sei eigentlich sein Vater, und, indem er sprach, wurde er dem Vater immer ähnlicher, und die Liebe zum Vater und die Liebe zur Wissenschaft wurde in dem Schüler eins, und beide wurden stärker und schöner, und während er saß und sann und von lauter ahnender Verwunderung umgeben war, sagte sein Vater neben ihm: „So, jetzt sieh um dich!"

Da war eine unsägliche Klarheit rings umher, und alles auf der Welt war in bester Ordnung und sonnenklar; er begriff vollkommen, warum seine Mutter gestorben war und doch noch lebte; er begriff bis ins Innerste, warum die Menschen an Aussehen, Gebräuchen und Sprachen so verschieden und doch aus einem Wesen und nahe Brüder waren; er begriff Not und Leid und Häßlichkeit so sehr als notwendig und von Gott gewollt oder gemußt, daß sie schön und hell wurden und laut von der Ordnung und Freude der Welt sprachen. Und ehe er noch ganz klar darüber war, daß er nun auf dem Berg der Erkenntnis gewesen und weise geworden sei, fühlte er sich zu einer Tat berufen, und obwohl er seit zwei Jahren immerzu über verschiedene Berufe nachgedacht und sich nie für einen entschieden hatte, wußte er jetzt ganz genau und fest, daß er ein Baumeister war,

und es war herrlich, das zu wissen und nicht den kleinsten Zweifel mehr zu haben.

Alsbald lag da weißer und grauer Stein, lagen Balken und standen Maschinen, viele Menschen standen umher und wußten nicht, was tun; er aber wies mit den Händen und erklärte und befahl, hielt Pläne in Händen und brauchte nur zu winken und zu deuten, so liefen die Menschen und waren glücklich, eine verständige Arbeit zu tun, hoben Steine und schoben Karren, richteten Stangen auf und meißelten an Blöcken, und in allen Händen und in jedem Auge war der Wille des Baumeisters tätig. Das Haus aber entstand und wurde ein Palast, der mit Giebelfeldern und Vorhallen, mit Höfen und Bogenfenstern eine ganz selbstverständliche, einfache, freudige Schönheit verkündigte, und es war klar, daß man nur noch einige solche Sachen zu bauen brauchte, damit Leid und Not, Unzufriedenheit und Verdruß von der Erde verschwänden.

Mit der Vollendung des Bauwerks war Martin schläfrig geworden und hatte nimmer genau auf alles acht, er hörte etwas wie Musik und Festlichkeit um sich tosen und gab sich mit Ernsthaftigkeit und seltsamer Befriedigung einer tiefen, schönen Müdigkeit hin. Aus ihr tauchte sein Bewußtsein erst dann empor, als wieder seine Mutter vor ihm stand und ihn an der Hand nahm. Da wußte er, daß sie nun mit ihm in das Land der Liebe gehen wolle, und er wurde still und erwartungsvoll und vergaß alles, was er auf dieser Reise schon erlebt und getan hatte; nur glänzte ihm vom Berge der

Erkenntnis und von seinem Palastbau her eine Helligkeit und ein bis in den Grund hinab gereinigtes Gewissen nach.

Die Mutter lächelte und hielt ihn an der Hand, sie ging bergabwärts in eine abendliche Landschaft hinein, ihr Kleid war blau, und im wohligen Gehen entschwand sie ihm, und was ihr blaues Kleid gewesen war, das war das Blau der tiefen Talferne, und indem er das erkannte und nimmer wußte, war die Mutter wirklich bei ihm gewesen oder nicht, befiel ihn eine Traurigkeit, er setzte sich in die Wiese und begann zu weinen, ohne Schmerzen, hingegeben und ernsthaft wie er vorher im Schaffensdrang gebaut und in der Müdigkeit geruht hatte. In seinen Tränen fühlte er, daß ihm nun das Süßeste begegnen solle, was ein Mensch erleben kann, und wenn er darüber nachzusinnen versuchte, wußte er zwar wohl, daß das die Liebe sei, aber er konnte sie sich nicht recht vorstellen und endete mit dem Gefühl, die Liebe sei wie der Tod, sie sei eine Erfüllung und ein Abend, auf welchen nichts mehr folgen dürfe.

Er hatte es noch nicht zu Ende gedacht, da war wieder alles anders, es spielte unten im blauen Tal eine köstliche ferne Musik, und es kam über die Wiese her Fräulein Voßler gegangen, die Tochter des Stadtschultheißen, und plötzlich wußte er, daß er diese lieb habe. Sie hatte das selbe Gesicht wie immer, aber sie trug ein ganz einfaches, edles Kleid wie eine Griechin, und kaum war sie da, so war es Nacht, und man sah nichts mehr als einen Himmel voll großer, heller Sterne.

Das Mädchen blieb vor Martin stehen und lächelte. „So, bist du da?" sagte sie freundlich, als habe sie ihn erwartet.

„Ja," sagte er, „die Mutter hat mir den Weg gezeigt. Ich bin jetzt mit allem fertig, auch mit dem großen Haus, das ich bauen mußte. Da mußt du drin wohnen."

Sie lächelte aber nur und sah fast mütterlich aus, überlegen und ein wenig traurig, wie eine Erwachsene.

„Was soll ich jetzt tun?" fragte Martin und legte seine Hände auf die Schultern des Mädchens. Sie neigte sich vor und sah ihm aus solcher Nähe in die Augen, daß er ein wenig erschrak, und er sah jetzt nichts mehr als ihre großen ruhigen Augen, und darüber in einem Goldnebel die vielen Sterne. Sein Herz schlug heftig und tat weh.

Das schöne Mädchen legte seinen Mund auf Martins Mund, und indessen sein Wesen schmolz und aller Wille von ihm wich, begannen oben in der blauen Finsternis die Sterne leise zu tönen, und während Martin fühlte, daß er jetzt die Liebe und den Tod und das Süßeste koste, was ein Mensch erleben kann, hörte er die Welt um ihn her in einem feinen Reigen klingen und sich bewegen, und ohne seine Lippen vom Mund des Mädchens zu lösen, und ohne mehr irgend etwas in der Welt zu wollen und zu begehren, fühlte er sich und sie und alles in den Reigen mitgenommen, er schloß die Augen und flog mit sanftem Schwindel eine tönende, ewig vorbestimmte Straße dahin, auf welcher keine Erkenntnis und keine Tat und nichts Zeitliches mehr auf ihn wartete.

Brief an einen Philister

An Herrn M. in Z.

Sie werden sich wundern, Herr M., daß ich Ihnen schreibe, und werden sich noch mehr wundern, wenn Sie erfahren, daß es in der Erinnerung an unser letztes Zusammensein und Gespräch geschieht, denn vermutlich haben Sie dies Zusammensein und Gespräch längst vergessen. Mir ist es indessen damit umgekehrt gegangen, das heißt, ich legte jenen Augenblicken und Worten damals zunächst gar keinen Wert bei, ich vergaß Sie, Herr M., und das, was Sie mir damals sagten, sozusagen noch während unseres Gespräches selbst und ging weg, ohne irgend einen fühlbaren Eindruck davon in mir behalten zu haben. Nachher aber, noch am selben Tage fiel unsere kleine dumme Unterhaltung mir plötzlich wieder ein, schon mit einem kleinen bösen Stachel, und dann kam die Erinnerung daran öfter und öfter wieder und wurde immer mahnender und unangenehmer. Es sind seither Monate vergangen, ja fast ein ganzes Jahr, aber ich habe in jedem dieser Monate mindestens zwei-, dreimal an Sie denken müssen, Herr M., und habe jenes Gespräch in mir wiederholt und habe lange Auseinandersetzungen mit Ihnen daran geknüpft, Auseinandersetzungen, deren Sie vermutlich nicht wert sind und die ich mich hüten werde, Ihnen mitzuteilen.

Beginnen wir von vorn, da Sie wahrscheinlich doch alles längst vergessen haben! Also, es war vor etwa zehn oder elf Monaten, ich war gegen Mittag in Ihrer

Stadt angekommen, trug eine kleine gelbe Ledertasche und einen Regenschirm bei mir, und ich traf mit Ihnen in der Trambahn jenseits vom Tunnel zusammen. Ich wollte nach der Vorstadt hinaus fahren, wo ein Freund von mir wohnt, und Sie fuhren vermutlich von Ihren mir nicht näher bekannten Geschäften zum Mittagessen nach Hause, denn Sie besitzen, wie ich damals sah, dort draußen in der schönsten Gegend ein prächtiges Haus mit einem großen Garten.

Ich grüßte Sie, weil ich mich Ihrer von mehreren früheren Zusammentreffen her erinnerte. Bei literarischen Vorlesungen, bei Konzerten und ähnlichen Veranstaltungen war ich Ihnen mehrmals begegnet, ich glaube, Sie gehörten auch irgend einer Kunst- oder Literaturkommission an. Jedenfalls hatten wir beide mehrmals miteinander gesprochen. Sie hatten ein gewisses Interesse für mich gezeigt, und ich hatte von Ihnen den Eindruck eines angenehmen Weltmannes, gebildet genug, um eine Ahnung von der Kunst zu haben, doch immerhin zu viel Geschäftsmann, zu sehr am Geld, zu sehr am Nichts interessiert, um je ganz frei zu kommen und die Luft atmen zu können, in der das Schöne selbstverständlich gedeiht. Sie kannten das Schöne, so schien mir, wohl aber nur als Sklavin, als eine heimlich geschätzte, heimlich bevorzugte Sklavin. Sie empfanden, so schien mir, je und je Sehnsucht nach einer Verklärung des Lebens, nach einem Klang aus der Welt, in der es kein Geld und keine Geschäfte gibt. Darum saßen Sie ja auch in Kunstkommissionen und besuchten literarische Abende, und

gewiß hatten Sie in den Zimmern Ihres schönen Hauses manches gute Gemälde hängen.

Ich grüßte Sie also mit der Freundlichkeit und harmlosen Freude, die man beim Wiedersehen von Menschen empfindet, an die man nur leichte, arglose, angenehme unverbindliche Erinnerungen hat. Sie dankten ebenso, mit einem kleinen erfreuten Lächeln des Wiedererkennens und mit jenem kleinen, mir keineswegs etwa widerlichen Zug von Herablassung, den fast alle reichen oder einflußreichen Leute Künstlern und ähnlichen abseitigen Existenzen gegenüber haben. Unterhalten konnten wir uns nicht, wir saßen nicht nebeneinander, und der mittägliche Trambahnwagen war überfüllt.

Aber Sie stiegen an der selben Haltestelle aus wie ich, und Sie schlugen die selbe bergan führende Seitenstraße ein, und so kamen wir dazu, einander noch die Hand zu geben und ein paar Worte miteinander zu plaudern. Sie fragten mit Freundlichkeit, was mich nach Z. führe, und ich gab Auskunft; ich war zu einer musikalischen Aufführung hergereist, die ein Freund von mir dirigieren sollte und von der wir nun sprachen. Ein dritter Herr, den Sie mir soeben vorgestellt hatten, ging nebenher, und wenn ich mich recht erinnere, war es dieser Dritte, der die recht schwachflüssige Unterhaltung (wir stiegen bergan und waren alle hungrig) auf das brachte, was mich seither so oft beschäftigt hat. Er sprach von einem neuen Buch von mir oder fragte mich, ob diesen Winter eines erscheinen werde, und knüpfte daran halb scherzhaft eine kleine Bemerkung über den materiellen Ertrag

literarischer Arbeit, über Honorare und Auflagen. Ich suchte lächelnd abzuwehren, und das war nun der Augenblick, den ich vom ganzen Gespräch allein noch genau im Gedächtnis habe.

Nämlich Sie wurden plötzlich lebhaft und Ihre Stimme wurde laut und etwas gehässig, als Sie mich mit einem boshaften Lächeln ansahen und riefen: „Ach was, ihr Künstler und Dichter seid auch nicht anders als andere Leute! Ihr denket ans Geld und ans Verdienen, an weiter nichts!"

Das war es. Ich gab keine Antwort mehr und war im Augenblick zwar über die seltsam aggressive Unhöflichkeit Ihrer dummen Worte leicht erstaunt, blieb aber mit den Gedanken nicht daran hangen, wehrte mich darum auch gar nicht. Immerhin war ich unangenehm berührt und war froh, daß Sie schon Ihr Haus erreicht hatten. Ich zog den Hut und sagte guten Tag, gab aber, schon in einem Gefühl von Mißstimmung, Ihnen nicht mehr die Hand, trennte mich auch sofort kurz von jenem zweiten Begleiter und ging allein den kurzen Rest meines Weges.

Die Begrüßung mit meinem Freund, seiner Frau und seinen Kindern, das Mittagessen, Gespräche und Musik nachher löschten die Begegnung mit Ihnen völlig in mir aus, bis sie am Abend plötzlich wieder sich meldete. Ich empfand ein Gefühl von Mißvergnügen und Störung, ja etwas wie das häßliche Gefühl von Ungewaschenheit, mir lief der vage Schatten einer Erinnerung nach, als sei ich heute beleidigt worden, als habe ich heute etwas Unwürdigem beigewohnt und mich selber unwürdig dabei

betragen. Und plötzlich war mir klar, das waren Ihre Worte, Herr M., Ihre dummen und rohen Worte über mich und die Künstler überhaupt.

Indessen merkte ich bald, daß nicht die kleine Beleidigung, die in Ihren Worten etwa mich treffen konnte, mir Qual bereitete, sondern ein Gefühl von Reue, von schlechtem Gewissen. Ich hatte zugehört, wie ein Mensch, den ich gewohnt war, ziemlich ernst zu nehmen und zu achten, sich roh und häßlich über alle Künstler aussprach, und ich hatte dazu geschwiegen. Ich hatte den Augenblick verpaßt, wo diesen Mann vielleicht ein ernstes Wort doch in die Seele getroffen hätte, wo dieser Herr M. vielleicht doch einen Augenblick stutzig geworden wäre und sich innerlich vor einer Welt gebeugt oder doch geschämt hätte, die er als reiner erkannte als die seinige.

Seither habe ich, wie gesagt, jene Worte viele Male in Gedanken wieder gehört. Und immer mehr kam es so, daß der Ärger über Ihre Person, Herr M., zurücktrat und der Ärger über mich selbst zur Hauptsache wurde. Daß ich Sie nicht mehr kennen und Ihnen nicht mehr die Hand geben würde, das war eine kleine Angelegenheit, die mit einem einmaligen Entschluß erledigt war. Mein Fehler war damit nicht gut gemacht, meine Läßlichkeit dadurch nicht entschuldigt. Das Gefühl von Unbehagen, Ärger und Scham, das ich im Gedanken an mein stummes Hinnehmen Ihrer törichten Worte empfand, war ganz genau das selbe, das ich zwei oder drei Jahre vorher schon einmal empfunden hatte. Und nun fiel auch

diese Geschichte, die ich vergessen glaubte, mir wieder ein und begann mich, zusammen mit der Ihrigen, eine Zeitlang ordentlich zu quälen.

Jene andere Geschichte war diese. Auf einer Seereise ging ich einst, während das Schiff im Hafen lag und Kohlen faßte, in Begleitung eines Herrn an Land. Er kannte sich in jener exotischen Hafenstadt schon aus und machte den Führer, und es gelang ihm, mir in zwei oder drei Stunden alles zu zeigen, was an Tingeltangeln, Tanzlokalen, Animierkneipen und anderen übeln Vergnügungsorten dort zu finden war. Ich aber, der ich vom Betreten der ersten Bude an heftigen Ekel fühlte und nicht nur diese mir unsympathischen Orte, sondern namentlich den Mann, seine Reden, sein Zwinkern und Lachen im höchsten Grade als häßlich, widerlich und unanständig empfand, ich ging verbissen und ärgerlich nebenher und fand einfach nicht den Mut, mich loszumachen, dem anderen laut oder schweigend meine Mißbilligung kundzutun und fortzugehen. Nein, das ging einfach nicht; seine fette, lustige, naiv robuste Natur hatte meine schwächere überwältigt, ich folgte ihm wie meinem Henker, und während ich mich über ihn und mich auf das wildeste ärgerte, hörte ich schweigend seine Reden mit an.

Ja, das war es. Mich beleidigte nicht, daß es in der Welt Häßlichkeit und Schweinerei gab; ich konnte daran vorbeisehen, konnte darüber lachen. Aber daß ich einmal diese Seite der Welt, die ich verachte und ablehne, ruhig hatte gelten lassen, so daß es scheinen konnte, ich billige diese Dinge und billige meinen Begleiter, der sie suchte

und liebte, das war als Stachel in mir geblieben. Und dazu war nun dies kleine Erlebnis mit Ihnen, Herr M., als zweiter kleiner Stachel hinzugekommen.

Ich schreibe Ihnen das nicht, um mich etwa nachträglich zu rechtfertigen, ganz im Gegenteil. Ich schreibe dies für mich, nicht für Sie, und ich schreibe es, um eine Schuld zu bekennen. Es war damals meine Pflicht, Ihre unschönen Worte über die Künstler nicht ohne Protest anzuhören. Vielleicht waren sie ja nicht so gemeint! Vielleicht hatten Sie, der reiche Geldmann, mit dem heimlichen Hunger nach Kunst, eigentlich nur mich reizen, eigentlich nur meine Rechtfertigung hören, eigentlich nur meine Antwort provozieren wollen, die Ihrem eigenen zweifelnden Herzen das Vorhandensein der Ideale, das Dasein jener reineren Welt bestätigte. Und indem ich schwieg, sank auch in Ihnen die heimliche Bestätigung, die heimliche Lust zum Glauben nieder und erlosch, und indem ich verstimmt weiterging und schwieg, gab ich Ihre schwankende Seele vollends dem Unglauben und jener dummen, billigen Skepsis preis, die der Kunst und dem seelischen Leben überhaupt feindlicher und gefährlicher ist als jedes Laster.

Wenn ich Ihnen nach beinahe einem Jahr dieses Bekenntnis mache, so will ich damit keineswegs das rückgängig machen, was ich mir Ihnen gegenüber im stillen vorgenommen habe. Ich habe nicht mehr das Bedürfnis, mit Ihnen zu reden oder Ihnen die Hand zu geben. Ach, es wäre so leicht, Ihren dummen Vorwurf von damals zu widerlegen, ohne alle Sentimentali-

täten, einfach mit Tatsachen, Zahlen und Rechnungen. Aber auch damit ist jetzt nimmer gedient. Nicht Sie klage ich ja an, wenn ich Sie auch nicht sonderlich mehr schätze, sondern mich selbst, der mitschuldig wurde, der durch sein Schweigen und vielleicht sogar durch ein leicht zu mißdeutendes Lächeln den Anschein erweckte, er sei mit Ihnen einverstanden, er teile Ihre Gesinnung, die ich doch aus voller Seele ablehne und verabscheue.

Denken Sie von mir, was Sie mögen! Denken Sie von mir, ich habe damals tatsächlich Ihnen zugestimmt! Denken Sie meinetwegen, ich sei immer dieser Meinung gewesen und sei es heute noch! Halten Sie mich für einen von den Künstlern, die mit der Kunst nur durch Zufall und Handwerk verbunden sind . . . Einerlei, ich kann auf Ihre Achtung sehr gut verzichten. Aber, Herr M., Sie reicher Mann in Ihrem schönen Garten und Haus, glauben Sie nun ja nicht, daß man ungestraft solche kleine Morde begehen könne, wie Sie ihn mit Ihren Worten damals begingen! Ich weiß, Sie spüren die Strafe schon längst, und ich weiß, sie wird zunehmen und fühlbarer werden, sie wird Ihnen mehr und mehr das Leben verderben. Und ehe Sie nicht einen Schritt tun, den Glauben in Ihrer Seele wieder aufzurichten, ehe Sie nicht den Gedanken an das Vorhandensein des Guten ernstlich aufs neue denken, so lange wird Ihre Seele krank sein und leiden. Sie werden stets alles haben, was man mit Geld kaufen kann, aber Sie werden dazu verurteilt sein, zu sehen, wie man immer und überall gerade das Beste, gerade das Schönste, gerade das

Begehrenswerteste nicht mit Geld kaufen kann! Das Beste, das Schönste, das Begehrenswerteste auf der Welt kann man nur mit der eigenen Seele bezahlen, wie man Liebe niemals kaufen kann, und wessen Seele nicht rein, nicht des Guten fähig, nicht wenigstens des Glaubens an das Gute fähig ist, dem klingt auch das Beste und Edelste nicht mehr rein und voll entgegen, und er muß sich für immer mit dem verkleinerten, verdorbenen, getrübten Bilde der Welt begnügen, das seine Gedanken sich zur eigenen Qual und Verarmung geschaffen haben.

Zwischen Bremen und Neapel, zwischen Wien und Singapore habe ich manche hübsche Stadt gesehen, Städte am Meer und Städte hoch auf Bergen, und aus manchem Brunnen habe ich als Pilger einen Trunk getan, aus dem mir später das süße Gift des Heimwehs wurde.

Die schönste Stadt von allen aber, die ich kenne, ist Calw an der Nagold, ein kleines, altes, schwäbisches Schwarzwaldstädchen.

Wenn ich jetzt etwa wieder einmal nach Calw komme, dann gehe ich langsam vom Bahnhof hinabwärts, an der katholischen Kirche, am Adler und am Waldhorn vorbei und durch die Bischofstraße an der Nagold hin bis zum Weinsteig oder auch bis zum Brühl, dann über den Fluß und durch die untere Ledergasse, durch eine der steilen Seitengassen zum Marktplatz hinauf, unter der Halle des Rathauses durch, an den zwei mächtigen alten Brunnen vorbei, tue auch einen Blick hinauf gegen die alten Gebäude der Lateinschule, höre im Garten des Kannenwirtes die Hühner gackern, wende mich wieder abwärts, am Hirschen und Rößle vorüber, und bleibe dann lang auf der Brücke stehen. Das ist mir der liebste Platz im Städtchen, der Domplatz von Florenz ist mir nichts dagegen.

Wenn ich nun von der schönen steinernen Brücke aus dem Flusse nachblicke, hinab und hinauf, dann sehe ich Häuser, von denen ich nicht weiß, wer in ihnen wohnt.

Und wenn aus einem der Häuser ein hübsches Mädchen blickt (die es in Calw stets gegeben hat), dann weiß ich nicht, wie sie heißt.

Aber vor dreißig Jahren, da saß hinter allen diesen vielen Fenstern kein Mädchen und kein Mann, keine alte Frau, kein Hund und keine Katze, die ich nicht genau gekannt hätte. Über die Brücke lief kein Wagen und trabte kein Gaul, von dem ich nicht wußte, wem er gehöre. Und so kannte ich alles, die vielen Schulbuben und ihre Spiele und Spottnamen, die Bäckerläden und ihre Ware, die Metzger und ihre Hunde, die Bäume und die Maikäfer und Vögel und Nester darauf, die Stachelbeersorten in den Gärten.

Daher hat die Stadt Calw diese merkwürdige Schönheit. Zu beschreiben brauche ich sie nicht, das steht fast in allen Büchern, die ich geschrieben habe. Ich hätte sie nicht zu schreiben brauchen, wenn ich in diesem schönen Calw sitzen geblieben wäre. Das war mir nicht bestimmt.

Aber wenn ich jetzt (wie es bis zum Krieg alle paar Jahre einmal geschah) wieder eine Viertelstunde auf der Brückenbrüstung sitze, über die ich als Knabe tausendmal meine Angelschnur hinabhängen hatte, dann fühle ich tief und mit einer wunderlichen Ergriffenheit, wie schön und merkwürdig dies Erlebnis für mich war: einmal eine Heimat gehabt zu haben! Einmal an einem kleinen Orte der Erde alle Häuser und ihre Fenster und alle Leute dahinter gekannt zu haben! Einmal an einem bestimmten Ort dieser Erde gebunden gewesen

zu sein, wie der Baum mit Wurzeln und Leben an seinen Ort gebunden ist.

Wenn ich ein Baum wäre, stünde ich noch dort. So aber kann ich nicht wünschen, das Gewesene zu erneuern. Ich tue das in meinem Träumen und Dichten zuweilen, ohne es in der Wirklichkeit tun zu wollen.

Jetzt habe ich hie und da eine Nacht Heimweh nach Calw. Wohnte ich aber dort, so hätte ich jede Stunde des Tags und der Nacht Heimweh nach der schönen alten Zeit, die vor dreißig Jahren war, und die längst unter dem Bogen der alten Brücke hinweg geronnen ist. Das wäre nicht gut! Schritte, die man getan hat, und Tode, die man gestorben ist, soll man nicht bereuen.

Man darf nur zuweilen einen Blick dort hinein tun, durch die Ledergasse schlendern, eine Viertelstunde auf der Brücke stehen, sei es auch nur im Traum, und auch das nicht allzu oft.

Unrein und verzerrend ist der Blick des Wollens. Erst wo wir nichts begehren, erst wo unser Schauen reine Betrachtung wird, tut sich die Seele der Dinge auf, die Schönheit. Wenn ich einen Wald beschaue, den ich kaufen, den ich pachten, den ich abholzen, in dem ich jagen, den ich mit einer Hypothek belasten will, dann sehe ich nicht den Wald, sondern nur seine Beziehungen zu meinem Wollen, zu meinen Plänen und Sorgen, zu meinem Geldbeutel. Dann besteht er aus Holz, ist jung oder alt, gesund oder krank. Will ich aber nichts von ihm, blicke ich nur ‚gedankenlos' in seine grüne Tiefe, dann erst ist er Wald, ist Natur und Gewächs, ist schön.

So ist es mit den Menschen und ihren Gesichtern auch. Der Mensch, den ich mit Furcht, mit Hoffnung, mit Begehrlichkeit, mit Absichten, mit Forderungen ansehe, ist nicht Mensch, er ist nur ein trüber Spiegel meines Wollens. Ich blicke ihn, wissend oder unbewußt, mit lauter beengenden, fälschenden Fragen an: ist er zugänglich? oder stolz? achtet er mich? Hält er zu den Zentralmächten? Kann man ihn anpumpen? Versteht er etwas von Kunst? Mit tausend solchen Fragen sehen wir die meisten Menschen an, mit denen wir zu tun haben, und wir gelten für Menschenkenner und Psychologen, wenn es uns glückt, in ihrer Erscheinung, in ihrem Aussehen und Benehmen das zu deuten, was unseren Absichten dient oder widerstrebt. Aber diese Einstellung ist eine ärmliche, und in dieser Art Seelenkunde

ist der Bauer, der Hausierer, der Winkeladvokat, den meisten Politikern oder Gelehrten überlegen. Es gibt eine Menge von Eltern und Kindern, die einander niemals anders angesehen haben als unter dieser engen Einstellung.

Im Augenblick, wo das Wollen ruht und die Betrachtung aufkommt, das reine Sehen und Hingegebensein, wird alles anders. Der Mensch hört auf, nützlich oder gefährlich zu sein, interessiert oder langweilig, gütig oder roh, stark oder schwach. Er wird Natur, er wird schön und merkwürdig wie jedes Ding, auf das reine Betrachtung sich richtet. Denn Betrachtung ist ja nicht Forschung oder Kritik, sie ist nichts als Liebe. Sie ist der höchste und wünschenswerteste Zustand unserer Seele: begierdelose Liebe.

Haben wir diesen Zustand erreicht, es sei nun für Minuten, Stunden oder Tage (ihn immer innezuhalten wäre die vollkommene Seligkeit), dann sehen die Menschen anders aus als sonst. Sie sind nicht mehr Spiegel oder Zerrbilder unseres Wollens, sie sind wieder Natur geworden. Schön und häßlich, alt und jung, gütig und böse, offen und verschlossen, hart und weich sind keine Gegensätze, sind keine Maßstäbe mehr. Alle sind schön, alle sind merkwürdig, keiner mehr kann verachtet, kann gehaßt, kann mißverstanden werden.

Wie, vom Standpunkt der stillen Betrachtung aus, alle Natur nichts anders ist als wechselnde Erscheinungsform ewig zeugenden, unsterblichen, göttlichen Lebens, so ist des Menschen Rolle und Aufgabe im besonderen, Seele darzustellen. Unnütz zu streiten, ob ‚Seele' etwas

Menschliches sei, ob sie nicht auch dem Tiere, der Pflanze innewohne! Gewiß ist Seele überall, ist überall möglich, überall vorbereitet, überall geahnt und gewollt. Aber wie wir nicht den Stein, sondern das Tier als Träger und Ausdruck der Bewegung empfinden (obwohl auch im Stein Bewegung, Leben, Aufbau, Zerfall, Schwingung ist), so suchen wir Seele vor allem bei den Menschen. Wir suchen sie da, wo sie am sichtbarsten da ist, leidet, handelt. Und der Mensch erscheint uns als die Weltecke, als die spezielle Provinz, deren derzeitige Aufgabe es ist, Seele zu entwickeln — wie es einst seine Aufgabe war, zweibeinig zu werden, den Tierpelz abzustreifen, Werkzeug zu erfinden, Feuer zu schaffen.

So wird uns die gesamte Menschenwelt zu einer Darstellung der Seele. Wie ich in Berg und Fels die Urkräfte der Schwere, im Tier die Beweglichkeit und angestrebte Freiheit sehe und liebe, so sehe ich im Menschen (der jenes alles auch mit darstellt) — vor allem jene Form und Äußerungsmöglichkeit des Lebens, die wir ‚Seele' nennen und die uns Menschen nicht nur eine beliebige Lebensstrahlung unter tausend andern zu sein scheint, sondern eine besondere, eine auserwählte, hochentwickelte, ein Endziel. Denn einerlei, ob wir materialistisch oder idealistisch oder sonstwie denken, ob wir die ‚Seele' als Göttliches oder als verbrennende Materie uns denken — wir kennen sie doch alle und werten sie hoch: für jeden von uns ist beseelter Menschenblick, ist Kunst, ist Seelengestaltung die oberste, jüngste, wertvollste Stufe und Welle alles organischen Lebens.

So wird der Mitmensch uns zum edelsten, obersten, wertvollsten Gegenstand der Betrachtung. Nicht jeder übt diese selbstverständliche Wertung natürlich ungehemmt — ich weiß das von mir selbst. Ich habe in der Jugendzeit nähere und innigere Beziehungen zu Landschaften und Kunstwerken als zu Menschen gehabt, ja ich träumte jahrelang von einer Dichtung, in welcher nur Luft, Erde, Wasser, Baum, Berg und Tier vorkämen, und keine Menschen. Ich sah den Menschen so von der Bahn der Seele abgelenkt, so von Wollen beherrscht, so roh und wild hinter tierischen, äffischen, urweltlichen Zielen her, so auf Tand und Schund erpicht, daß mich vorübergehend der schlimme Irrtum beherrschen konnte, vielleicht sei der Mensch, als Weg zur Seele, schon verworfen und im Rückgange begriffen, als müsse anderswo aus der Natur diese Quelle sich ihren Weg suchen.

Wenn man zusieht, wie zwei moderne Durchschnittsmenschen, die sich etwa eben erst durch Zufall kennen lernen und eigentlich gar nichts Materielles voneinander begehren — wie diese zwei sich gegeneinander benehmen, dann fühlt man es beinahe sinnlich, wie dicht jeder Mensch von einer zwingenden Atmosphäre, von einer Schutzkruste und Abwehrschicht umgeben ist, von einem Netz gewoben aus lauter Ablenkung vom Seelischen, aus Absichten, Ängsten und Wünschen, die alle auf unwesentliche Ziele gerichtet sind, die ihn von allen andern trennen. Es ist, als dürfe die Seele nur ja nicht zu Worte kommen, als sei es notwendig, sie ganz mit hohen Zäunen zu umgeben, mit Zäunen der Angst und der

Scham. Nur die wunschlose Liebe vermag dies Netz zu durchbrechen. Und überall wo es durchbrochen wird, blickt Seele uns an. Sie ist reifer als wir dachten, sie ist beim Rohesten vorhanden. Aber sie ist auch beim Feinsten, Reifsten noch seltsam verklebt und behindert, von halbzerrissenen Puppenhülsen umschalt.

Edelster und innigster Gegenstand der Betrachtung, der Liebe ist der Mitmensch. Jedes Menschengesicht, jedes Menschenauge, jeder Mund, jede Gebärde ist Zeichen und Lebensspur der Seele, ist ihr Theater und Tempel, zeigt sie herrschend, zeigt sie leidend, zeigt sie untergehend und doch unsterblich.

Sitze in der Eisenbahn und beachte zwei junge Herren, die einander begrüßen, weil der Zufall sie für eine Stunde zu Nachbarn gemacht hat. Ihre Begrüßung ist unendlich merkwürdig, ist beinahe ein Trauerspiel. Aus Urfernen der Fremde, Kälte, aus einsamen vereisten Polen her scheinen diese harmlosen Leute einander zu begrüßen — ich denke natürlich nicht an Malayen oder Chinesen, sondern an moderne Deutsche — sie scheinen jeder für sich in einer Festung von Stolz, gefährdetem Stolz, von Argwohn und Kühle zu wohnen. Was sie reden, ist vollkommener Unsinn, wenn man es äußerlich betrachtet, ist verkalkte Hieroglyphe aus der seelenlosen Welt, der wir beständig entwachsen und deren durchbrochene Eisränder beständig an uns hängen. Selten, überaus selten sind die Menschen, deren Seele auch schon im täglichen Reden sich äußert. Sie sind schon mehr als Dichter, sind fast schon Heilige. Wohl hat auch das ‚Volk' Seele, der Malaye und

Neger, und zeigt in Gruß und Anrede mehr Seele als der Durchschnittsmann bei uns. Aber seine Seele ist nicht die, die wir suchen und wollen, obwohl auch sie uns lieb und nah verwandt ist. Die Seele des Primitiven, der noch keine Entfremdung, keine Mühsal einer entgötterten und mechanisierten Welt kennt, ist eine kollektive, schlichte, kindliche Seele, etwas Schönes und Liebliches, aber nicht unser Ziel. Unsre beiden jungen Europäer im Bahnwagen sind schon weiter. Sie zeigen wenig Seele, oder gar keine, sie scheinen ganz aus organisiertem Wollen, aus Verstand, Absicht, Plan zu bestehen. Sie haben ihre Seele verloren in der Welt des Geldes, der Maschinen, des Mißtrauens. Sie sollen sie wiederfinden, und sie werden krank werden und leiden, wenn sie die Aufgabe versäumen. Aber was sie dann haben werden, wird nicht die verlorene Kinderseele mehr sein, sondern eine weit feinere, weit persönlichere, weit freiere und verantwortungsfähigere. Nicht zum Kinde, zum Primitiven zurück sollen wir, sondern weiter, vorwärts, zu Persönlichkeit, Verantwortlichkeit, Freiheit.

Von diesen Zielen und ihrer Ahnung ist hier noch nichts zu spüren. Die zwei jungen Männer sind weder primitiv noch sind sie Heilige. Sie sprechen die Sprache des Alltags, eine Sprache, die zu den Zielen der Seele so wenig paßt wie eine Gorillahaut, die wir aber nur langsam und in hundert tastenden Versuchen abstreifen können.

Diese urweltliche, rohe, stammelnde Sprache lautet etwa so:

„Morgen", sagte der eine.

„Tag", sagt der andere.
„Gestatten?" der eine.
„Bitte", der andere.

Damit ist gesagt, was gesagt werden mußte. Bedeutung haben die Worte nicht, sie sind reine Schmuckformen des primitiven Menschen, ihr Zweck und Wert ist der selbe wie der des Ringes, den sich ein Neger durch die Nase zieht.

Außerst seltsam aber ist der Ton, in dem die rituellen Worte gesprochen werden. Es sind Höflichkeitsworte. Ihr Ton aber ist sonderbar kurz, knapp, sparsam, kühl, um nicht zu sagen böse. Es ist kein Grund zu Streitigkeiten da, im Gegenteil, und keiner von den Beiden denkt Böses. Aber Miene und Ton sind kühl, sind gemessen, schroff, fast wie gekränkt. Der Blonde zieht bei seinem ‚Bitte' die Brauen hoch mit einem Ausdruck, der an Verachtung grenzt. Er empfindet nicht so. Er übt eine Formel aus, die in Jahrzehnten eines seelenlosen Verkehrs zwischen Menschen sich als Schutzform ausgebildet hat. Er meint sein Innerstes, seine Seele, verbergen zu müssen; er weiß nicht, daß sie nur im Aufzeigen und Hingeben gedeiht. Er ist stolz, er ist eine Persönlichkeit, kein naiver Wilder mehr. Aber sein Stolz ist jammervoll und unsicher, er muß sich verschanzen, muß Wälle von Abwehr und Kälte um sich ziehen. Dieser Stolz wäre vernichtet, wenn man ihm ein Lächeln abgewänne. Und diese ganze Kälte, dieser ganze böse, nervöse, stolze und dabei unsichere Ton des Verkehrs zwischen ‚Gebildeten' zeigt Krankheit an, notwendige und darum hoffnungsvolle Krankheit der Seele, die sich

gegen Vergewaltigung nicht anders zu wehren weiß als durch solche Zeichen.

Wie ist diese Seele scheu, wie ist sie schwach, wie jung und wenig anerkannt fühlt sie sich auf Erden! Wie verbirgt sie sich, wie hat sie Angst!

Wenn jetzt einer von den beiden Herren das täte, was er eigentlich will und fühlt, so böte er dem andern die Hand hin, oder streichelte seine Schulter, und würde etwa sagen: „Lieber Gott, ist das ein schöner Morgen, alles wie Gold! Und ich habe Ferien! Gelt, meine neue Krawatte ist fein! Du, ich habe Äpfel im Koffer, willst du einen?"

Wenn er wirklich so spräche, so würde der andere etwas ungemein Freudiges und Rührendes fühlen, etwas von Lachen und etwas von Schluchzen. Denn er würde genau spüren, daß hier die Seele des andern sprach, daß es nicht auf die Äpfel und nicht auf die Krawatte und überhaupt auf nichts anderes ankommt als darauf, daß hier ein Durchbruch stattgefunden hat, daß etwas ans Licht gekommen ist, was dahin gehört und wir alle auf Grund einer Vereinbarung zurückhalten — ach, auf Grund einer Vereinbarung, deren Zwang noch gilt und deren einstigen Zusammenbruch wir doch schon fühlen!

Also er würde so empfinden, aber er würde das nicht äußern. Er würde zu einem mechanischen Schutzmittel greifen, einen sinnlosen Redebrocken hinwerfen, eines unserer tausend Ersatzworte. Er würde ein wenig meckern und sagen: „Ja — häm — sehr schön", oder etwas dergleichen, und würde wegblicken mit einer Kopfbewegung voll beleidigter und gefolterter Geduld. Er würde mit seiner Uhr-

kette spielen, durch das Fenster starren und durch zwanzig solcher Hieroglyphen zum Ausdruck bringen, daß er seine innere Freude keineswegs zu äußern gesonnen sei, daß er nichts zeigen, nichts zugestehen könne als höchstens ein gewisses Mitleid mit diesem zudringlichen Herrn.

Indessen, dies alles geschieht nicht. Der Dunkle hat tatsächlich Äpfel im Koffer, und hat tatsächlich eine riesige Bubenfreude über den schönen Tag und seine Ferien, über seine Krawatte und die gelben Schuhe. Aber wenn der Blonde jetzt beginnen wird: „Üble Sache das mit der niedrigen Valuta", dann wird der Dunkle nicht tun, wie seine Seele will, er wird nicht rufen: „Ach was, lassen Sie uns vergnügt sein, was geht uns jetzt die Valuta an!" sondern er wird mit sorgenvollem Gesicht und einem Seufzer sagen: „Tja, es ist scheußlich."

Es ist wunderbar zu sehen: diese beiden jungen Herren haben (wie wir alle) scheinbar gar keine Mühe, sich so zu benehmen, sich so ungeheuren Zwang anzutun. Sie können mit lachendem Herzen seufzen, mit mitteilungsbedürftiger Seele Kälte und Abwehr heucheln.

Aber du beobachtest weiter. Ist die Seele nicht in den Worten, nicht in den Mienen, nicht im Tone der Stimme, irgendwo wird sie doch sein. Und du siehst: Der Blonde hat sich jetzt vergessen, er fühlt sich unbeobachtet, und wie er zum Wagenfenster hinaus auf die fernen zackigen Wälder blickt, ist sein Blick frei und unverstellt und ist voll von Jugend, von Sehnsucht, von naiven heißen Träumen. Er sieht ganz anders aus, jünger, einfacher, harmloser, vor allem hübscher.

Der andere aber, der ebenfalls so tadellose und unnahbare Herr, er steht auf und greift mit der Hand nach seinem Koffer über sich ins Netz. Er tut so, als wolle er dessen Lage prüfen, sein Herabfallen verhindern, allein der Koffer liegt sehr gut und fest und hat keine derartige Sorge nötig. Der junge Mann will ihn auch gar nicht festhalten, er will ihn nur anfühlen, sich seiner vergewissern, ihn zärtlich berühren. Denn in dem tadellos sachlichen Lederkoffer ist außer den Äpfeln und außer der Wäsche noch etwas Wichtiges, noch ein Heiligtum, ein Geschenk für seinen Schatz daheim, ein Dachshund aus Porzellan oder ein Kölner Dom aus Marzipan, einerlei was, aber jedenfalls etwas, woran dieser junge Mann zurzeit hängt, womit seine Träume spielen, was sie lieben und vergöttern, was er am liebsten beständig in Händen halten, streicheln und bewundern würde.

Während einer Stunde Bahnfahrt hast du nun zwei junge Leute beobachtet, einigermaßen gebildete Durchschnittsleute von heute. Sie haben Worte gesprochen, haben Grüße getauscht, Meinungen getauscht, haben mit den Köpfen genickt und geschüttelt, sie haben tausend kleine Dinge getan, Handlungen verrichtet, Bewegungen ausgeführt, und an nichts davon war ihre Seele beteiligt, an keinem Wort, an keinem Blick, alles war Maske, alles war Mechanik, alles mit Ausnahme des einen vergessenen Blickes aus dem Fenster nach dem bläulich fernen Wald, und des kurzen ungeschickten Griffes nach dem Lederkoffer.

Und du denkst: O ihr scheuen Seelen! Werdet ihr einmal hervorbrechen? Vielleicht schön und freundlich in

einem erlösenden Erlebnis, im Bund mit einer Braut, im Kampf für einen Glauben, in Tat und Opfer – vielleicht jäh und verzweifelt in einer hastigen Tat des vergewaltigten, verdeckten, verdüsterten Herzenswillens, in einer wilden Anklage, in einem Verbrechen, einer Schreckenstat? Und ich und wir alle: wie werden wir unsere Seelen durch diese Welt bringen? Wird es uns gelingen, ihnen zum Recht zu helfen, sie in unsere Gebärden, in unsere Worte einzulassen? Werden wir resignieren, werden wir der Menge und Trägheit folgen, den Vogel immer wieder einsperren, uns immer wieder Ringe durch die Nase ziehen?

Und du fühlst: Überall wo Nasenringe und Gorilla-Häute abgeworfen werden, da ist Seele am Werk. Wäre sie ungehemmt, wir würden miteinander reden wie die Menschen Goethes, und würden jeden Atemzug als einen Gesang empfinden. Arme, herrliche Seele: wo du bist, da ist Revolution, ist Bruch mit Verkommenem, ist neues Leben, ist Gott. Seele ist Liebe, Seele ist Zukunft, und alles andre ist nur Ding und Stoff, nur Widerstand und Hindernis, unsre göttliche Kraft im Formen und im Zerbrechen daran zu üben.

Weiter kommen Gedanken: Leben wir nicht in einer Zeit, wo Neues sich laut verkündet, wo Bedingungen der Menschheit umgerüttelt werden, wo in ungeheurem Umfang Gewalt geschieht, Tod wütet, Verzweiflung schreit? Ja, und ist nicht Seele auch hinter diesen Vorgängen? Ist nicht eine merkwürdige Erkenntnis fast allgemein geworden, trotz aller heißen Sehnsucht nach Frieden, nämlich die: „unser Friede war ‚faul'?"

Frage deine Seele! Frage sie, die Zukunft bedeutet, die Liebe heißt! Frage nicht deinen Verstand; suche nicht die Weltgeschichte nach rückwärts durch! Rückwärts liegen Nasenringe und Gorillapelze. Deine Seele wird dich nicht anklagen, du habest dich zu wenig um Politik gekümmert, habest zu wenig gearbeitet, habest die Feinde zu wenig gehaßt, die Grenzen zu wenig befestigt! Aber sie wird vielleicht klagen, du habest allzu oft vor ihren Forderungen Angst gehabt und dich gedrückt, du habest nie Zeit gefunden, dich mit ihr abzugeben, deinem jüngsten und hübschesten Kinde, mit ihr zu spielen, ihrem Gesange zuzuhören, du habest sie oft um Geld verkauft und um Vorteile verraten. Und so sei es Millionen gegangen, und wohin man blicke, da machen die Menschen nervöse, gequälte, böse Gesichter, hätten keine Zeit außer für das Unnützeste, für Börse und Sanatorium, und dieser häßliche Zustand sei nichts anderes als ein warnender Schmerz, ein Mahner im Blut. Nervös und lebensfeindlich — so sagt deine Seele — wirst du, wenn du mich vernachlässigst, und wirst es bleiben und wirst zugrunde gehen, wenn du dich mir nicht mit ganz neuer Liebe und Teilnahme zuwendest. Auch sind es keineswegs die Schwachen, die Wertlosen, die an der Zeit krank werden und sich nicht anpassen können, die Fähigkeit zum Glück verlieren. Es sind vielmehr die Guten, die Träger der Zukunft; es sind die, deren Seele nicht Frieden schließen kann mit der mechanisierten Welt. Heute sind sie Leidende, — morgen werden sie Kämpfer sein.

Von hier aus betrachtet sieht Europa aus wie ein Schläfer, der in Angstträumen um sich haut und sich selber schwer verletzt.

Möge nun der Weltlauf gehen wie er wolle, einen Arzt und Helfer, eine Zukunft und neuen Antrieb wirst du immer nur in dir selber finden, in deiner armen, mißhandelten, geschmeidigen, nicht zu vernichtenden Seele. In ihr ist kein Wissen, kein Urteil, kein Programm. In ihr ist bloß Trieb, bloß Zukunft, bloß Gefühl. Ihr sind die großen Heiligen und Prediger gefolgt, die Helden und Dulder, ihr die großen Feldherren und Eroberer, ihr die großen Zauberer und Künstler, sie alle, deren Weg im Alltag begann und in seligen Höhen endete. Der Weg der Millionäre ist ein anderer, und er endet im Sanatorium.

Kriege führen auch die Ameisen, Staaten haben auch die Bienen, Reichtümer sammeln auch die Hamster. Deine Seele sucht andere Wege, und wo sie zu kurz kommt, wo du auf ihre Kosten Erfolge hast, blüht dir kein Glück. Denn ‚Glück' empfinden kann nur die Seele, nicht der Verstand, nicht Bauch, Kopf oder Geldbeutel.

Indessen hierüber kann man nicht lange denken und reden, so stellt das Wort sich ein, daß alle diese Gedanken längst zu Ende gedacht und gesagt hat. Es ist vor langer Zeit gesprochen und gehört zu den wenigen Menschenworten, welche zeitlos und ewig neu sind: „Was hülfe es dir, wenn du die ganze Welt gewänneſt, und nähmest doch Schaden an deiner Seele!"

Geschrieben im September 1917.

Heute nacht träumte ich sehr viel, ohne doch etwas Deutliches davon noch im Gedächtnis zu haben. Nur das weiß ich noch, daß die Erlebnisse und Gedanken dieser Träume in zwei Richtungen liefen: die einen waren ganz beschäftigt und erfüllt mit allerlei Leid, das mir widerfuhr — die andern waren voll Sehnsucht und Streben, dieses Leides durch vollkommenes Verständnis, durch Heiligkeit Herr zu werden.

So zwischen Elend und Selbstbesinnung, so zwischen Jammer und innigstem Streben liefen stundenlang bis zur schmerzlichen Ermüdung meine Gedanken, Wünsche und Phantasien sich an steilen Wänden wund, sie verwandelten sich zu Zeiten in halbdunkle körperliche Gefühle: seltsam genau umschriebene, äußerst differenzierte Zustände von Trauer, von Qual, von Herzensmüdigkeit stellten sich in Bildern und Anklängen sinnlich dar, und gleichzeitig traten in einer andern Schicht der Seele Regungen von mehr geistiger Energie auf: Mahnung zu Geduld, zu Kampf, zur Fortsetzung des Weges, der kein Ende hat. Einem Seufzer hier entsprach ein mutiger Schritt dort; ein Qualgefühl auf der einen Stufe fand Antwort in einer Mahnung, einem Antrieb, einer Selbstbesinnung auf der andern Stufe.

Wenn es überhaupt einen Sinn hat, bei solchen Erlebnissen zu verweilen und sich lauschend über den Rand von Wassern und Schluchten zu bücken, die man in sich trägt, dann kann dieser Sinn sich nur ergeben, wenn

wir möglichst treu und genau den Regungen unserer Seele zu folgen suchen — viel weiter und viel tiefer, als Worte reichen. Wer das aufzuzeichnen versucht, der tut es mit dem Gefühl, mit dem man in fremder, kaum flüchtig erlernter Sprache über zarte, heikle, persönlichste Dinge reden würde.

Aber weiter. Mein Zustand und Erlebniskreis war also dieser: einerseits Erleben schweren Leides, anderseits bewußtes Streben nach Überwindung des Leides, nach reinem Einklang mit dem Schicksal. So etwa urteilte mein Bewußtsein oder doch eine erste Stimme in meinem Bewußtsein. Eine zweite Stimme, leiser, doch tiefer und nachtönender, stellte die Lage anders dar. Diese Stimme (die ich gleich der ersten im Schlaf und Traum deutlich, doch ferne hörte) gab nicht dem Leiden Unrecht und dem geistig-energischen Streben nach Vervollkommnung Recht, sondern verteilte Recht und Unrecht auf beide. Diese zweite Stimme sang von der Süßigkeit des Leidens, sie sang von seiner Notwendigkeit, sie wollte nichts von Überwindung oder Abschaffung des Leides wissen, sondern von seiner Vertiefung und Beseelung.

Die erste Stimme sagte, grob in Worte übersetzt, etwa so: „Leid ist Leid, daran ist nicht zu markten. Es tut weh. Es peinigt. Es gibt Kräfte, die das Leid überwinden können. Also suche diese Kräfte, pflege sie, übe sie, rüste dich mit ihnen! Du wärest ein Narr und Schwächling, wenn du ewig weiter leiden und leiden wolltest."

Die zweite Stimme aber sagte, grob übersetzt, etwa so: „Leid tut nur weh, weil du es fürchtest. Leid tut

nur weh, weil du es schiltst. Es verfolgt dich nur, weil du vor ihm fliehst. Du mußt nicht fliehen, du mußt nicht schelten, du mußt nicht fürchten. Du mußt lieben. Du weißt ja alles selbst, du weißt in deinem Innersten ganz wohl, daß es nur einen einzigen Zauber, eine einzige Kraft, eine einzige Erlösung und ein einziges Glück gibt und daß es Lieben heißt. Also liebe das Leid! Widersteh ihm nicht, entflieh ihm nicht! Koste, wie süß es im Innersten ist, gib dich ihm hin, empfange es nicht mit Widerwillen! Nur dein Widerwille ist es, der weh tut, sonst nichts. Leid ist nichts. Leid ist nicht Leid, Tod ist nicht Tod, wenn nicht du sie dazu machst! Leid ist herrlichste Musik — sobald du sie anhörst. Aber du hörst sie ja niemals an, du hast ja immer eine andere, eine eigene, eigensinnige Musik und Tonart im Ohr, die du nicht loslassen willst und zu der die Musik des Leides nicht stimmt. Höre mich! Höre mich und erinnere dich: Leid ist nichts, Leid ist Wahn. Nur du selbst schaffst es, nur du selbst tust dir weh!"

Und so lagen, außer dem Leid und dem Erlösungswillen selbst, auch noch die beiden Stimmen beständig in Widerstreit und Reibung. Die erste, näher dem Bewußtsein, hatte vieles für sich. Sie setzte dem dumpfen Reich des Unbewußten ihre Klarheit entgegen. Auf ihrer Seite waren die Autoritäten, waren Moses und die Propheten, war Vater und Mutter, war die Schule, war Kant und Fichte. Die zweite Stimme klang ferner, klang wie aus dem Unbewußten und aus dem Leide selber heraus. Sie schuf nicht eine trockene Insel im

Chaos, sie schuf nicht ein Licht in der Finsternis. Sie war selbst dunkel, sie war selbst Urgrund.

Unmöglich ist es nun auszudrücken, wie das Konzert der beiden Stimmen sich entwickelte. Jede von den beiden anfänglichen Stimmen nämlich teilte sich, und jede neue Unterstimme teilte sich wieder, und zwar nicht so, daß einfach zwei Chöre geworden wären, die einander gegenüber standen, etwa ein heller und ein dunkler, ein hoher und ein tiefer, ein männlicher und ein weiblicher oder wie immer. Nein, sondern jede neue Stimme enthielt etwas von beiden Oberstimmen, enthielt Schwingungen des Chaos und Schwingungen des gestaltenden Willens, enthielt Tag und Nacht, Männlich und Weiblich in neuer, eigener Mischung. Überall hatte jede Stimme den gegensätzlichen Charakter jener Stimme, deren Kind und Teilung sie zu sein schien. Eine neue Unterstimme der chaotischen Mutterstimme klang immer mehr männlich und klar, wollend und beschränkend und umgekehrt. Aber jede war eine Mischung, jede war entstanden aus Sehnsucht nach dem andern Prinzip.

So entstand eine Polyphonie und Vielfältigkeit, in der mir die ganze Welt mit sämtlichen Millionen Möglichkeiten enthalten schien. Sie hielten alle einander die Wage; es schien die ganze Welt unter beständigem leisen Schmerz sich in meiner träumenden Seele abzuspielen. Es war Kraft und Schwung in ihrem Ablauf, aber auch viel Reibung, Gegensätzlichkeit und schmerzvolle Hemmnis. Die Welt drehte sich, sie drehte sich schön und leidenschaftlich, aber die Achse knarrte und rauchte.

Wie gesagt, weiß ich nichts mehr von dem, was ich träumte. Die Noten sind weg, nur die Vorzeichen der Tonarten und Stimmen stehen noch in mir aufgeschrieben. Ich weiß nur: ich erlebte viel Schlimmes, und an jedem neuen Schmerz entzündete sich neu der sehnliche Gedanke an Befreiung und Erlösung. So war ein ewiger Ablauf gegeben, ein Kreis von Antrieb und Empfänglichkeit, von Formung und Duldung, von Tun und Leiden, ohne Ende.

Ich empfand mich dabei nicht wohl. Das Ganze schmeckte mehr nach Schmerz als Lust, und wo die Traumzustände sich in Körpergefühlen äußerten, waren es peinliche; ich fühlte Kopfweh, Schwindel, Bangigkeit.

Mannigfach war, was mir widerfuhr, und auf jedes neue Erlebnis oder Leid gab eine neue Stimme Antwort, auf jeden Ansturm folgte eine innere Mahnung. Vorbilder tauchten auf, unter andern sah ich den Staretz Sossima aus den ‚Brüdern Karamasow' als Vorbild und Lehrer auftreten. Aber jene mütterliche Urstimme, ewig und immer neu gestaltet, widersprach jedesmal, vielmehr sie widersprach nicht, sondern es war, als wende ein teures Wesen sich von mir ab oder schüttle schweigend den Kopf.

„Nimm kein Vorbild!" schien diese Stimme zu sagen. „Vorbilder sind etwas, was es nicht gibt, was du dir nur selber schaffst und vormachst. Vorbildern nachstreben ist Tuerei. Das Rechte kommt von selber. Leide nur, mein Sohn, leide nur und trink den Becher aus! Je mehr du dich um ihn zu drücken suchst, desto bitterer

schmeckt der Trank. Schicksal trinkt der Feige wie Gift oder wie Medizin, du aber sollst es wie Wein und Feuer trinken. Dann schmeckt es süß."

Aber es schmeckte bitter, und die ganze lange Nacht hindurch rollte das Weltrad ächzend auf rauchender Achse. Hier war die blinde Natur, dort der sehende Geist — aber der sehende Geist verwandelte sich immer wieder in blinde, tote, öde Dinge: in Moral, in Philosophie, in Rezepte, und die blinde Natur tat immer da oder dort wieder ein Auge auf, ein wunderbares feuchtes Seelenauge, scheu und hell. Nichts blieb seinem Namen treu. Nichts blieb seinem Wesen treu. Alles war nur Name, alles war ‚nur' Wesen, und hinter allem wich das Lebensheiligtum und Sendungsgeheimnis in immer neue, fernere, bangere Spiegeltiefen zurück. So mochte meine Welt sich rauchend weiter drehen, solang die Achse hielt.

*

Als ich erwachte, war die Nacht schon fast ganz vergangen. Ich sah nicht nach der Uhr — so weit wach war ich nicht, aber ich hielt kurze Zeit die Augen offen und sah bleiches Morgenlicht auf dem Sims, auf dem Stuhl und auf meinen Kleidern liegen. Ein Ärmel des Hemdes hing lose und etwas verdreht herab und forderte zu gestaltenden Phantasiespielen auf — nichts in der Welt ist ja fruchtbarer und anregender für unsere Seele als die Dämmerung: ein zerfließender Fleck Weiß im Finstern, ein zerrinnendes System von grauen und schwarzen Dunkelheiten auf nebelhellem Grunde.

Aber ich folgte der Anregung nicht, aus dem hangenden weißen Fleck schwebende Tänzerinnen, kreisende Milchstraßen, Schneegipfel und heilige Standbilder zu formen. Ich lag noch im Bann der langen Traumfolge, und mein Bewußtsein tat nichts weiter als feststellen, daß ich wach und der Morgen nahe sei, daß ich Kopfweh habe und hoffentlich nochmals werde schlafen können. Der Regen trommelte sanft auf Dach und Fensterbrett. Trauer, Schmerz und Nüchternheit erhoben sich in mir, fliehend schloß ich die Augen und kroch in die Nähe des Schlafs und der Träume zurück.

Doch fand ich sie nicht völlig wieder. Ich blieb in einem dünnen, gebrechlichen Halbschlaf, in dem ich weder Müdigkeit noch Schmerz empfand. Und jetzt erlebte ich wieder etwas, etwas wie Traum und nicht Traum, etwas wie Gedanken und doch kein Denken, etwas wie Vision, etwas wie flüchtiges Beleuchten des Unbewußten mit Strahlenwellen des Bewußtseins.

In meinem leichten Morgenhalbschlaf erlebte ich einen Heiligen. Halb war es so, daß ich selbst der Heilige war, seine Gedanken dachte und seine Gefühle empfand; halb auch war es, als sähe ich ihn als einen Zweiten, von mir getrennt, aber von mir durchschaut und innigst gekannt. Es war, als sähe ich ihn, und es war auch, als höre oder läse ich von ihm. Es war, als erzähle ich mir selbst von diesem Heiligen, und es war zugleich auch so, als erzähle er mir von sich oder als lebe er mir etwas vor, das ich wie mein Eigenstes empfand.

Der Heilige — einerlei nun, ob er ich war oder wie sonst — der Heilige erlebte ein großes Leid. Aber ich kann das nicht schildern, als wäre es einem andern als mir selbst begegnet, ich selbst erlebte und fühlte es. Ich fühlte: das Liebste war mir genommen, meine Kinder waren gestorben oder starben soeben unter meinen Augen. Und sie waren nicht nur meine leibhaftigen, wirklichen Kinder, mit ihren Augen und Stirnen, ihren kleinen Händen und Stimmen — es waren außerdem meine geistigen Kinder und Besitztümer, die ich da sterben und von mir gehen sah, es waren meine eigensten, persönlichsten Lieblingsgedanken und Gedichte, es war meine Kunst, mein Denken, mein Augenlicht und Leben. Mehr konnte mir nicht genommen werden als dies. Schwereres und Grausameres konnte ich nicht erleben, als daß diese lieben Augen erloschen und mich nicht mehr kannten, daß diese lieben Lippen nicht mehr atmeten.

Dies erlebte ich — oder erlebte der Heilige. Er schloß die Augen und lächelte, und in seinem kleinen Lächeln war alles Leid, das sich irgend ersinnen läßt, war das Eingeständnis jeder Schwäche, jeder Liebe, jeder Verwundbarkeit.

Aber es war schön und still, dieses kleine schwache Lächeln des Schmerzes, und es blieb unverändert und schön in seinem Gesicht stehen. So sieht der Baum aus, wenn in der Herbstsonne ihn die letzten goldenen Blätter verlassen. So sieht die alte Erde aus, wenn in Eis oder Feuer ihr bisheriges Leben untergeht. Es war Schmerz, es war Leid, tiefstes Leid — aber es war kein

Widerstreben, kein Widerspruch. Es war Einverstandensein, Hingebung, Zuhören, es war Mitwissen, Mitwollen. Der Heilige opferte, und er pries das Opfer. Er litt, und er lächelte. Er machte sich nicht hart und blieb doch am Leben, denn er war unsterblich. Er nahm Freude und Liebe und gab sie hin, gab sie zurück – aber nicht einem Fremden, sondern dem Schicksal, das sein eigenes war. Wie ein Gedanke im Gedächtnis untersinkt und eine Gebärde in der Ruhe, so sanken dem Heiligen seine Kinder und alle Besitztümer seiner Liebe dahin, unter Schmerzen dahin – aber unverloren, aber ins eigene Innere. Sie waren verschwunden, nicht getötet. Sie waren ins Innere zurückgekehrt, ins Innere der Welt und in das des Dulders. Sie waren Leben gewesen und waren Gleichnisse geworden, wie alles Gleichnis ist und einmal unter Schmerzen erlischt, um als neues Gleichnis anderes Kleid zu tragen.

Die schöne Wolke

Ein quirlender Luftwirbel hatte den Rest der Gewitterwolken vertrieben; auf dem beruhigten Meer leuchtete die Mittagssonne klar und heiß. Nur eine einzige Wolkenbank war dageblieben. Von ihr löste sich aufwärtssteigend ein zarter weißer Schleier, und dieser weiße Schleier hing, als die ganze hellgraue Wolkenbank verraucht und verflogen war, allein mitten im tiefblau glänzenden Himmel. Flockig und zerblasen trieb sie empor und langsam nordwärts, und im langsamen Treiben sammelte sie ihre Enden und wehende Spitzen, gewann Umriß und Wölbung, nahm an Weiße und Klarheit zu und erfreute das Auge des Schiffers, der eilig sein durchnäßtes braunes Dreiecksegel wieder aufzog.

Wer sie so leuchtend, einsam und ruhig durch die große Bläue gleiten sah, dem erschien sie wie ein fernes, von einer Frauenstimme gesungenes Lied.

Und die Wolke sang wirklich; sie sang und flog, war Sängerin und Lied zugleich. Nur die großen Meervögel und nur der salzige Seewind konnten ihr Lied verstehen. Vielleicht wäre es auch von einem Dichter verstanden worden, der sie nahe genug erblickt hätte, vom äußersten Leuchtturm von Livorno aus oder von den Höhen der Insel Korsika. Es war aber kein Dichter da. Und wäre einer dort gewesen, er hätte Mühe gehabt, das Lied der Wolke in unsere Sprache zu übersetzen. Er hätte es vielleicht so übersetzt:

Wie bin ich schön! Wie bin ich weiß! Wie bin ich leicht!

O Meer, o blaues Meer! Wer sieht dich so wie ich? Wer liebt dich so wie ich? Wer schmückt dich so wie ich? O Meer, o blaues Meer! –

O Sonne, du goldene Sonne! Ich liebe dich und sammle all dein Licht auf meinen weißen Flügeln! O goldene Sonne, liebst du mich? Mir träumt! Mir träumt, du liebest mich. Mir träumt, du kämst zu mir in deinem scharlachroten Abendmantel und schlügest ihn um meine weißen Flügel, daß ich scharlachrot und brennend und schöner würde als alle Dinge, die auf der grünen Erde, im blauen Meer und in den goldenen Lüften sind. O Sonne, goldene Sonne, ich liebe dich. Ich liebe dich! –

Langsam segelte das schöne weiße Wolkenlied über die Buchten von Spezia und von Sestri und über die graugelben Strandfelsen von Rapallo hinweg. Sie sah schwarze Schiffe über den Horizont hinaus ins Bodenlose gleiten wie Tropfen, die vom Rund einer Domkuppel triefen. Sie sah braune Fischer in dunklen Barken mit roten und gelben Segeln fahren. Sie sah die Sonne über Frankreich glühend sich neigen. Und sie sang und träumte vom Abend, vom scharlachroten Abend, von der Stunde der Glut, des Schweigens und der Liebe . . .

O Sonne, o goldene Sonne!

Sie sang immer das selbe Lied – vom blauen Meer, von der Sonne, von ihrer Liebe, von ihrer Schönheit und vom Abend, vom glühenden, farbigen, schwelgerischen . . .

Genua stieg empor, die helle Stadt am runden Golf, und hinter Genua der Festungskranz, und dahinter die Hügel und das weite, weite hellgrüne Land, und ganz

am Rande, weiß, kühl und fremd, der stille Zug der Alpen. Die Wolke schauerte und suchte langsamer zu schweben. Was sollte sie dort, die warme, schöne, vom Meer Geborene, was sollte sie dort bei den kühlen, kahlen Höhen des Nordens?

O Sonne, Sonne, liebst du mich? —

Ein Läuten drang aus der großen Hafenstadt herauf, das Abendgeläute von Santo Stefano. Die östlichen Berge wurden seltsam blau und nah, über den silbergrauen französischen Hügeln neigte die Sonne zum Untergang.

Die Sonne! Sie brannte tief scharlachen und streute eine wunderbare, traurige Schönheit über die Erde und über das Meer. Blauschattig und violett wurde die Erde, und das Meer wurde rot und silbern.

Da traf der dunkelglühende Blick der Sonne die sehnsüchtige Wolke. In heißen Schauern brannte ihr weißes Gefieder auf, so rot, so rot, daß sie über den Genueser Hügeln wie eine lohe Fackel hing.

Das Meer verglühte und die Erde wurde grau, auch auf die Kuppeln der Kirchen und auf die Vorwerke und Alleen der Hügel stieg die Dämmerung. Darüber aber brannte hellrot die einsame Wolke fort, schöner als alle Dinge, die auf der Erde, im Meere und in den Lüften sind.

Sie wurde rosafarben, sie wurde lilablau, sie wurde violett.

Dann wurde sie unsichtbar. Niemand konnte mehr sehen, wie sie beim zagen Schein der frühesten Sterne schnell und schneller flog, über Novi, Pavia und Mailand hinweg gegen die kühlen, fremden, weißen Berge des Nordens.

Das Nachtpfauenauge

Mein Gast und Freund Heinrich Mohr war von seinem Abendspaziergang heimgekehrt und saß nun bei mir im Studierzimmer, noch beim letzten Tageslicht. Vor den Fenstern lag weit hinaus der bleiche See, scharf vom hügeligen Ufer gesäumt. Wir sprachen, da eben mein kleiner Sohn uns gute Nacht gesagt hatte, von Kindern und von Kindererinnerungen.

„Seit ich Kinder habe," sagte ich, „ist schon manche Liebhaberei der eigenen Knabenzeit wieder bei mir lebendig geworden. Seit einem Jahr etwa habe ich sogar wieder eine Schmetterlingssammlung angefangen. Willst du sie sehen?"

Er bat darum, und ich ging hinaus, um zwei oder drei von den leichten Pappkästen hereinzuholen. Als ich den ersten öffnete, merkten wir beide erst, wie dunkel es schon geworden war; man konnte kaum noch die Umrisse der aufgespannten Falter erkennen.

Ich griff zur Lampe und strich ein Zündholz an, und augenblicklich versank die Landschaft draußen und die Fenster standen voll von undurchdringlichem Nachtblau.

Meine Schmetterlinge aber leuchteten in dem hellen Lampenlicht prächtig aus dem Kasten. Wir beugten uns darüber, betrachteten die schönfarbigen Gebilde und nannten ihre Namen.

„Das da ist ein gelbes Ordensband", sagte ich, „lateinisch fulminea, das gilt hier für selten."

Heinrich Mohr hatte vorsichtig einen der Schmetterlinge

an seiner Nadel aus dem Kasten gezogen und betrachtet die Unterseite seiner Flügel.

„Merkwürdig", sagte er, „kein Anblick weckt die Kindheitserinnerungen so stark in mir wie der von Schmetterlingen."

Und, indem er den Falter wieder an seinem Ort ansteckte und den Kastendeckel schloß: „Genug davon!"

Er sagte es hart und rasch, als wären diese Erinnerungen ihm unlieb. Gleich darauf, da ich den Kasten weggetragen hatte und wieder hereinkam, lächelte er mit seinem braunen, schmalen Gesicht und bat um eine Zigarette.

„Du mußt mir's nicht übel nehmen", sagte er dann, „wenn ich Deine Sammlung nicht genauer angeschaut habe. Ich habe als Junge natürlich auch eine gehabt, aber leider habe ich mir selber die Erinnerung daran verdorben. Ich kann es Dir ja erzählen, obwohl es eigentlich schmählich ist."

Er zündete seine Zigarette über dem Lampenzylinder an, setzte den grünen Schirm auf die Lampe, so daß unsre Gesichter in Dämmerung sanken, und setzte sich auf das Gesimse des offenen Fensters, wo seine schlanke hagere Figur sich kaum von der Finsternis abhob. Und während ich eine Zigarette rauchte und draußen das hochtönige ferne Singen der Frösche die Nacht erfüllte, erzählte mein Freund das Folgende.

*

Das Schmetterlingssammeln fing ich mit acht oder neun Jahren an und trieb es anfangs ohne besonderen

Eifer wie andre Spiele und Liebhabereien auch. Aber im zweiten Sommer, als ich etwa zehn Jahre alt war, da nahm dieser Sport mich ganz gefangen und wurde zu einer solchen Leidenschaft, daß man ihn mir mehrmals meinte verbieten zu müssen, da ich alles andere darüber vergaß und versäumte. War ich auf dem Falterfang, dann hörte ich keine Turmuhr schlagen, sei es zur Schule oder zum Mittagessen, und in den Ferien war ich oft, mit einem Stück Brot in der Botanisierbüchse, vom frühen Morgen bis zur Nacht draußen, ohne zu einer Mahlzeit heimzukommen.

Ich spüre etwas von dieser Leidenschaft noch jetzt manchmal, wenn ich besonders schöne Schmetterlinge sehe. Dann überfällt mich für Augenblicke wieder das namenlose, gierige Entzücken, das nur Kinder empfinden können, und mit dem ich als Knabe meinen ersten Schwalbenschwanz beschlich. Und dann fallen mir plötzlich ungezählte Augenblicke und Stunden der Kinderzeit ein, glühende Nachmittage in der trockenen, stark duftenden Heide, kühle Morgenstunden im Garten oder Abende an geheimnisvollen Waldrändern, wo ich mit meinem Netz auf der Lauer stand wie ein Schatzsucher und jeden Augenblick auf die tollsten Überraschungen und Beglückungen gefaßt war. Und wenn ich dann einen schönen Falter sah, er brauchte nicht einmal besonders selten zu sein, wenn er auf einem Blumenstengel in der Sonne saß und die farbigen Flügel atmend auf und ab bewegte und mir die Jagdlust den Atem verschlug, wenn ich näher und näher schlich und jeden leuchtenden Farbenfleck und jede kristallene

Flügelader und jedes feine braune Haar der Fühler sehen konnte, das war eine Spannung und Wonne, eine Mischung von zarter Freude mit wilder Begierde, die ich später im Leben selten mehr empfunden habe.

Meine Sammlung mußte ich, da meine Eltern arm waren und mir nichts dergleichen schenken konnten, in einer gewöhnlichen alten Kartonschachtel aufbewahren. Ich klebte runde Korkscheiben, aus Flaschenpfropfen geschnitten, auf den Boden, um die Nadeln darein zu stecken, und zwischen den zerknickten Pappdeckelwänden dieser Schachtel hegte ich meine Schätze. Anfangs zeigte ich gern und häufig meine Sammlung den Kameraden, aber andere hatten Holzkästen mit Glasdeckeln, Raupenschachteln mit grünen Gazewänden und anderen Luxus, so daß ich mit meiner primitiven Einrichtung mich nicht eben brüsten konnte. Auch war mein Bedürfnis darnach nicht groß und ich gewöhnte mir an, sogar wichtige und aufregende Fänge zu verschweigen und die Beute nur meinen Schwestern zu zeigen. Einmal hatte ich den bei uns seltenen blauen Schillerfalter erbeutet und aufgespannt, und als er trocken war, trieb mich der Stolz, ihn doch wenigstens meinem Nachbarn zu zeigen, dem Sohn eines Lehrers, der überm Hof wohnte. Dieser Junge hatte das Laster der Tadellosigkeit, das bei Kindern doppelt unheimlich ist. Er besaß eine kleine unbedeutende Sammlung, die aber durch ihre Nettigkeit und exakte Erhaltung zu einem Juwel wurde. Er verstand sogar die seltene und schwierige Kunst, beschädigte und zerbrochene Falterflügel wieder zusammenzuleimen und

war in jeder Hinsicht ein Musterknabe, weshalb ich ihn denn mit Neid und halber Bewunderung haßte.

Diesem jungen Idealknaben zeigte ich meinen Schillerfalter. Er begutachtete ihn fachmännisch, anerkannte seine Seltenheit und sprach ihm einen Barwert von etwa zwanzig Pfennigen zu; denn der Knabe Emil wußte alle Sammelobjekte, zumal Briefmarken und Schmetterlinge, nach ihrem Geldwert zu taxieren. Dann fing er aber an zu kritisieren, fand meinen Blauschiller schlecht aufgespannt, den rechten Fühler gebogen, den linken ausgestreckt, und entdeckte richtig auch noch einen Defekt, denn dem Falter fehlten zwei Beine. Ich schlug zwar diesen Mangel nicht hoch an, doch hatte mir der Nörgler die Freude an meinem Schiller einigermaßen verdorben und ich habe ihm nie mehr meine Beute gezeigt.

Zwei Jahre später, wir waren schon große Buben, aber meine Leidenschaft war noch in voller Blüte, verbreitete sich das Gerücht, jener Emil habe ein Nachtpfauenauge gefangen. Das war nun für mich weit aufregender als wenn ich heute höre, daß ein Freund von mir eine Million geerbt oder die verlorenen Bücher des Livius gefunden habe. Das Nachtpfauenauge hatte noch keiner von uns gefangen, ich kannte es überhaupt nur aus der Abbildung eines alten Schmetterlingsbuches, das ich besaß und dessen mit der Hand kolorierte Kupfer unendlich viel schöner und eigentlich auch exakter waren als alle modernen Farbendrucke. Von allen Schmetterlingen, deren Namen ich kannte und die in meiner Schachtel noch fehlten, ersehnte ich keinen so glühend

wie das Nachtpfauenauge. Oft hatte ich die Abbildung in meinem Buch betrachtet, und ein Kamerad hatte mir erzählt: Wenn der braune Falter an einem Baumstamm oder Felsen sitze und ein Vogel oder anderer Feind ihn angreifen wolle, so ziehe er nur die gefalteten dunkleren Vorderflügel auseinander und zeige die schönen Hinterflügel, deren große helle Augen so merkwürdig und unerwartet aussähen, daß der Vogel erschrecke und den Schmetterling in Ruhe lasse.

Dieses Wundertier sollte der langweilige Emil haben! Als ich es hörte, empfand ich im ersten Augenblick nur die Freude, endlich das seltene Tier zu Gesicht zu bekommen und eine brennende Neugierde darauf. Dann stellte sich freilich der Neid ein und es schien mir schnöde zu sein, daß gerade dieser Langweiler und Mops den geheimnisvollen kostbaren Falter hatte erwischen müssen. Darum bezwang ich mich auch und tat ihm die Ehre nicht an, hinüberzugehen und mir seinen Fang zeigen zu lassen. Doch brachte ich meine Gedanken von der Sache nicht los und am nächsten Tage, als das Gerücht sich in der Schule bestätigte, war ich sofort entschlossen, doch hinzugehen.

Nach Tische, sobald ich vom Hause weg konnte, lief ich über den Hof und in den dritten Stock des Nachbarhauses hinauf, wo neben Mägdekammern und Holzverschlägen der Lehrerssohn ein oft von mir beneidetes kleines Stübchen für sich allein bewohnen durfte. Niemand begegnete mir unterwegs, und als ich oben an die Kammertür klopfte, erhielt ich keine Antwort. Emil war nicht da, und als ich die Türklinke versuchte, fand

ich den Eingang offen, den er sonst während seiner Abwesenheit peinlich verschloß.

Ich trat ein, um das Tier doch wenigstens zu sehen, und nahm sofort die beiden großen Schachteln vor, in welchen Emil seine Sammlung verwahrte. In beiden suchte ich vergebens, bis mir einfiel, der Falter werde noch auf dem Spannbrett sein. Da fand ich ihn denn auch: die braunen Flügel mit schmalen Papierstreifen überspannt, hing das Nachtpfauenauge am Brett, ich beugte mich darüber und sah alles aus nächster Nähe an, die behaarten hellbraunen Fühler, die eleganten und unendlich zart gefärbten Flügelränder, die feine wollige Behaarung am Innenrand der unteren Flügel. Nur gerade die Augen konnte ich nicht sehen, die waren vom Papierstreifen verdeckt.

Mit Herzklopfen gab ich der Versuchung nach, die Streifen loszumachen, und zog die Stecknadel heraus. Da sahen mich die vier großen merkwürdigen Augen an, weit schöner und wunderlicher als auf der Abbildung, und bei ihrem Anblick fühlte ich eine so unwiderstehliche Begierde nach dem Besitz des herrlichen Tieres, daß ich unbedenklich den ersten Diebstahl meines Lebens beging, indem ich sachte an der Nadel zog und den Schmetterling, der schon trocken war und die Form nicht verlor, in der hohlen Hand aus der Kammer trug. Dabei hatte ich kein Gefühl als das einer ungeheuren Befriedigung.

Das Tier in der rechten Hand verborgen, ging ich die Treppe hinab. Da hörte ich, daß von unten mir jemand entgegen kam, und in dieser Sekunde wurde mein Gewissen wach, ich wußte plötzlich, daß ich gestohlen hatte

und ein gemeiner Kerl war, zugleich befiel mich eine ganz schreckliche Angst vor der Entdeckung, so daß ich instinktiv die Hand, die den Raub umschlossen hielt, in die Tasche meiner Jacke steckte. Langsam ging ich weiter, zitternd und mit einem kalten Gefühl von Verworfenheit und Schande, ging angstvoll an dem heraufkommenden Dienstmädchen vorbei und blieb an der Haustüre stehen, mit klopfendem Herzen und schwitzender Stirn, fassungslos und vor mir selbst erschrocken.

Alsbald wurde mir klar, daß ich den Falter nicht behalten könne und dürfe, daß ich ihn zurücktragen und alles nach Möglichkeit ungeschehen machen müsse. So kehrte ich denn, trotz aller Angst vor einer Begegnung und Entdeckung, schnell wieder um, sprang mit Eile die Stiege hinan und stand eine Minute später wieder in Emils Kammer. Vorsichtig zog ich die Hand aus der Tasche und legte den Schmetterling auf den Tisch, und ehe ich ihn wieder sah, wußte ich das Unglück schon und war dem Weinen nah, denn das Nachtpfauenauge war zerstört. Es fehlte der rechte Vorderflügel und der rechte Fühler, und als ich den abgebrochenen Flügel vorsichtig aus der Tasche zu ziehen suchte, war er zerschlissen und an kein Flicken mehr zu denken.

Beinahe noch mehr als das Gefühl des Diebstahls peinigte mich nun der Anblick des schönen seltenen Tieres, das ich zerstört hatte. Ich sah an meinen Fingern den zarten braunen Flügelstaub hängen und den zerrissenen Flügel daliegen, und hätte jeden Besitz und jede Freude gern hingegeben, um ihn wieder ganz zu wissen.

Traurig ging ich nach Hause und saß den ganzen Nachmittag in unsrem kleinen Garten, bis ich in der Dämmerung den Mut fand, meiner Mutter alles zu erzählen. Ich merkte wohl, wie sie erschrak und traurig wurde, aber sie mochte fühlen, daß schon dies Geständnis mich mehr gekostet habe als die Erduldung jeder Strafe.

„Du mußt zum Emil hinübergehen", sagte sie bestimmt, „und es ihm selber sagen. Das ist das Einzige, was Du tun kannst, und ehe das nicht geschehen ist, kann ich Dir nicht verzeihen. Du kannst ihm anbieten, daß er sich irgend etwas von Deinen Sachen aussucht, als Ersatz, und Du mußt ihn bitten, daß er Dir verzeiht."

Das wäre mir nun bei jedem anderen Kameraden leichter gefallen als bei dem Musterknaben. Ich fühlte im voraus genau, daß er mich nicht verstehen und mir womöglich gar nicht glauben würde, und es wurde Abend und beinahe Nacht, ohne daß ich hinzugehen vermochte. Da fand mich meine Mutter unten im Hausgang und sagte leise: „Es muß heut noch sein, geh jetzt!"

Und da ging ich hinüber und fragte im untern Stock nach Emil, er kam und erzählte sofort, es habe ihm jemand das Nachtpfauenauge kaput gemacht, er wisse nicht, ob ein schlechter Kerl oder vielleicht ein Vogel oder die Katze, und ich bat ihn, mit mir hinaufzugehen und es mir zu zeigen. Wir gingen hinauf, er schloß die Kammertür auf und zündete eine Kerze an, und ich sah auf dem Spannbrett den verdorbenen Falter liegen. Ich sah, daß er daran gearbeitet hatte, ihn wieder herzustellen, der kaputte Flügel war sorgfältig ausgebreitet und auf ein

feuchtes Fließpapier gelegt, aber er war unheilbar, und der Fühler fehlte ja auch.

Nun sagte ich, daß ich es gewesen sei, und versuchte zu erzählen und zu erklären.

Da pfiff Emil, statt wild zu werden und mich anzuschreien, leise durch die Zähne, sah mich eine ganze Weile still an und sagte dann: „So so, also so einer bist Du."

Ich bot ihm alle meine Spielsachen an, und als er kühl blieb und mich immer noch verächtlich ansah, bot ich ihm meine ganze Schmetterlingssammlung an. Er sagte aber:

„Danke schön, ich kenne Deine Sammlung schon. Man hat ja heut wieder sehen können, wie Du mit Schmetterlingen umgehst."

In diesem Augenblicke fehlte nicht viel, so wäre ich ihm an die Gurgel gesprungen. Es war nichts zu machen, ich war und blieb ein Schuft, und Emil stand kühl in verächtlicher Gerechtigkeit vor mir wie die Weltordnung. Er schimpfte nicht einmal, er sah mich nur an und verachtete mich.

Da sah ich zum erstenmal, daß man nichts wieder gut machen kann, was einmal verdorben ist. Ich ging weg und war froh, daß die Mutter mich nicht ausfragte, sondern mir einen Kuß gab und mich in Ruhe ließ. Ich sollte zu Bett gehen, es war schon spät für mich. Vorher aber holte ich heimlich im Eßzimmer die große braune Schachtel, stellte sie aufs Bett und machte sie im Dunkeln auf. Und dann nahm ich die Schmetterlinge heraus, einen nach dem andern, und drückte sie mit den Fingern zu Staub und Fetzen.

Der Tod des Bruders Antonio

Hochzuverehrende Dame und liebe Schwester in Jesu! Euerer mir zugekommenen Bitte gemäß schreibe ich Euch im gegenwärtigen Briefe jene Dinge, von welchen Ihr zu hören wünschet, ohne mich der Mühe gereuen zu lassen. Denn zwar seid Ihr mir, wie Ihr wohl wisset, durchaus unbekannt; jedoch muß ich glauben, Ihr habet in früheren Zeiten den Entschlafenen wohl gekannt, und so möget Ihr dieses mit Nachsicht für meine Schwachheit und geringe Schreiberkunst lesen und bedenken.

Viele Menschen trifft der Tod, welchen der selige Poverello unsern lieben Bruder nannte, als eine leichte und willige Beute an. Andre, und unter ihnen sind manche fromme sowohl wie mutige Leute, ergeben sich ihm nur nach hartem Kampfe und wider ihren Willen wie einem nicht genug zu hassenden Feinde. Unter diese zählt mein verehrter Mitbruder Antonio, dessen Hinscheiden mich mit tiefem Grauen und mit einem solchen Erstaunen erfüllte, daß ich keines seiner Worte und keine Falte seines Gesichtes noch eine Bewegung seiner Hände vergessen habe.

Freilich habe ich den Augenblick seines Sterbens nicht gesehen, wohl aber verweilte ich bis ganz kurz zuvor an seinem Lager. Ich will alles das, was ich davon weiß, aufschreiben und Euch fleißig berichten. Auch hindert mich meine wahrhafte Verehrung für den Seligen nicht, denn ich bin nach vielem Nachdenken zu dem sicheren Glauben gekommen, daß Antonio eines löblichen Todes gestorben

und von Gott in Gnaden als ein treuer Knecht empfangen worden sei.

Es geschah an einem kühlen Morgen, und sind seither vier Monate vergangen, daß ein Bote des Bruders Antonio zu mir kam und mir zurief: Erhebe dich flugs und eile, denn unser Vater Antonio liegt auf den Tod und wird nicht viele Stunden mehr leben. Da erschrak ich, ergriff meinen Stab und folgte dem Manne in großer Eile über den Berg. Der Weg ist weit, auch steil und beschwerlich, und wir wanderten sechs Stunden, ehe wir rasteten, und nochmals zwei Stunden, während Trauer und große Unruhe unsere Herzen bedrängten, so daß keiner mehr als einige unbedeutende Worte reden mochte. Und der Bote, welcher zuvor die halbe Nacht durchlaufen hatte, um mich zu holen, ermattete so sehr, daß ich ihn am Wege ließ und allein das Ziel erreichte. So rasch, als wäre ich um viele Jahre jünger, erklomm ich den Hügel unseres Bruders und fand ihn in seiner Hütte auf dem Lager schlafend. Er lag ruhig, atmete schwächlich, und sein Angesicht war vom Tode gezeichnet. Da setzte ich mich neben das Bett, ergriff seine rechte Hand mit Vorsicht und hütete seiner. Nun ich aber hoch bejahrt und müden Leibes von der weiten Fußreise war, geschah es mir, daß ich entschlummerte und wohl eine Stunde verging, bis ich wieder erwachte. Und siehe, da hielt der Kranke meine Hand und hatte die Augen nach mir gerichtet, redete aber nichts. Ich war beschämt, weil ich geschlafen hatte, und sehr beklommen.

„Bruder Antonio," sagte ich, „siehe ich bin gekommen, um Abschied von dir zu nehmen. Selig bist du, der du Gottes Thron so nahe stehst."

Antonio schwieg stille und lächelte auf eine besondere Weise, als glaubte er meinen Worten nicht. Ich meinte nun, er spotte meines Schlafes, demütigte mich daher und bat um seine Verzeihung, fragte auch, welcherlei Dienst ich ihm erweisen könnte.

„Öffne die Türe weit!" sagte er zu mir. Und ich tat, wie er befohlen hatte. Und da er wieder schwieg, fragte ich nochmals, welcherlei Dienst er von mir begehre.

„Öffne auch das Dach!" erwiderte er, indem er nach oben deutete. Und ich ging aus der Hütte und hob zwei Bretter aus ihrem Dache und war voll Verwunderns, was dies bedeuten sollte. Als ich wieder an sein Lager trat, hingen seine Blicke an der Öffnung des Daches. Nun lächelte er wieder auf jene wunderliche Art.

„Ich habe in sechs Tagen den Himmel nicht gesehen", rief er mir entgegen und bat, ich möge wieder neben ihm sitzen. Ich willfahrte sogleich, und er begann nun plötzlich laut und gewaltig zu reden. Seine Augen glänzten wie große Lichter, und seine Hände bewegten sich wie die Hände eines Mannes, der zu einer großen Volksmenge redet. Und seine Worte waren diese:

„Ihr, die ihr vom Leben und vom Tode sprechet, was wisset ihr denn? Und welcher von euch ist schon einmal des bitteren Todes gestorben, daß er ihn möge kennen? Aber ihr wisset auch wenig vom Leben, denn eure Augen sind trüb und eure Sinne faul. Ich aber weiß, was das

Leben sei, denn mein Auge ist hell gewesen, und heute steht der Tod an meinem Lager. Ich weiß, wie groß und voll von Wundern die Erde ist und wie schön und grausam das Meer. Und wahrscheinlich, der schmale Strahl, den die Sonne hierher in meine Hütte sendet, ist mir mehr Freude, als ich je an Menschen gehabt habe.

O süße Sonne! O weiter Raum der Ferne! O ihr Berge, auf denen ich stand, und ihr Bäche, aus denen ich getrunken habe! O meine ferne Heimat und o du, meine Jugend!

Ihr armen, unseligen Menschen, wie läuft euer Leben spärlich und ohne Wonne hin gleich einem trüben, schmalen Gewässer, das vor seiner Zeit im Sand verendet! O öffnet doch eure Augen und nehmet wahr, wie wundersam und köstlich die Erde ist, auf welcher ihr wohnet! O schauet doch, wie sanft und geheimnisvoll ein Tal ist, das der Mond bescheint, und wie voll Glanz das Meer, aus welchem die Sonne sich erhebt!"

Mir erschien diese Rede sonderbar, und ich besorgte, mein Bruder möchte die Augen schließen, ohne Gottes Namen im Munde zu haben. Daher stieß ich ihn leise an und winkte ihm mit der Hand. Er aber schwieg eine kleine Zeit und lächelte, dann sprach er mit sehr leiser Stimme zu mir:

„Bruder Gennaro, auf deinem heutigen Gange bist du über den Rücken des Hügels gekommen, von dessen Höhe man zugleich das Meer und das große Schneegebirge erblicken kann. Es steht ein Ahornbaum an jener Stelle und ein Bildnis der heiligen Mutter der Schmerzen. Kennst du jene Stelle?"

Da ich bejahte, fuhr er fort: „Gut, du kennst sie. Du hast vielleicht manchmal von dort aus die Sturmwinde über die See herziehen sehen, und über den fernen weißen Bergen den blauen Luftraum und die lichten Wolken. Und du sahest den Ahornbaum und lagest ruhend in seinem runden Schatten. Und du atmetest den Geruch seiner Blätter und die Luft des Meeres, und deine Blicke wanderten dir voraus, die schönen, hellen Wiesen hinabwärts."

„Ja," sagte ich, „es ist alles so, wie du mir da sagst, und ich habe dieses alles oft gesehen."

„Es ist gut", sprach Antonio. „Nun siehe, alle diese Dinge werde ich nie mehr erblicken, weder die Berge noch den Ahornbaum, noch auch das Meer oder die hellen Wiesen."

„So ist es," antwortete ich, „du wirst nicht mehr an jenen Ort kommen, sondern du wirst zu den Engeln Gottes eingehen."

„Und die Stadt, in der ich geboren wurde," fuhr er fort, „und unsern Strom und all dieses werde ich nie mehr sehen?"

„Nein," sagte ich wieder, „denn Gott will es so."

„O mein Bruder," schrie er nun laut, „jenen Strom und den blauen Himmel und alle diese schönen und köstlichen Dinge der Erde liebe ich mehr als dich und alle Menschen und als alle Engel Gottes!"

Da erschrak mein Herz so sehr, daß ich bleich wurde, und ich sank auf meine Knie nieder und betete zu Gott. Dann erhob ich mich und sprach zu dem Kranken: „Ich

habe nicht gehört, was du sagtest. Aber ich flehe dich an, sage mir, daß du Gott mehr liebst als alle Meere und köstlichen Dinge dieser Erde!"

Und er neigte sich ein wenig; da sah ich, daß seine Augen voll von Tränen standen. Und er sprach: „Herr Gott, ich liebe dich mehr denn mein eigenes Leben, sei meiner Seele gnädig."

Darauf wurde er gar stille, und ich saß neben ihm, und wir weinten und seufzten, bis die Sonne aus der Hütte wich. Als dies geschah, schrie er nochmals überaus heftig und reckte die Arme aus. Ich glaubte, es nehme ein Ende mit ihm und gab ihm das heilige Sakrament. Er verharrte schweigend in großer Demut, dankte mir auch hernach mit herzlichen Worten. Alsdann bat er mich, hinwegzugehen.

„Gehe nun," sprach er, „mein lieber Bruder; man wird dich drüben vermissen. Laß mich allein sterben; denn ich weiß, du würdest von dieser Stunde an den Tod fürchten wie ein Feuer. Laß mich dich segnen!"

Er segnete mich mit großer Inbrunst und küßte mich, wie ein Vater seinen Sohn, obwohl er nur wenig älter war als ich. Und ich ließ ihn, weil er es so wollte, und ging meines Weges zurück. Meine Seele war aber voll Zagen, und mein Herz brach von Trauer und Beklemmung. Unter Beten und Seufzen schritt ich meine Straße, und da ich den Ahornbaum erreichte und das Meer vom aufgehenden Monde glänzen sah, übermannte mich meine Trübsal, daß ich zur Erde fiel und lange liegend verharrte wie ein Erschlagener. Indem ich mich aber wieder

von der Erde erhob, sah ich die weiten Täler diesseits und jenseits in weißem Lichte und den Himmel voll von Sternen stehen.

Seit derselben Stunde habe ich des teuren Bruders Antonio niemals vergessen, vielmehr häufig seiner Reden und alles dessen gedacht, was ich von seinem Wandel und Gemüte wußte. Dabei ersah ich die unerschöpfliche Macht und Liebe Gottes, welcher diesen Antonio zu einem seligen Weisen gemacht hat. Denn vordem war derselbe nicht nur ein wohlhabender Edelmann und Schwelger, sondern auch ein Dichter und wohlbekannter Freund weltlicher Wissenschaft, ja selbst des Griechischen und vieler anderer Künste mächtig, deren unsere arme Seele nicht bedarf. So soll er in sündhafter Liebe zu einer vornehmen Frau gestanden sein und derselben ein ganzes Büchlein lateinischer Verse gewidmet haben. Auch zu der Zeit, da ich ihn schon kannte und wegen seiner Frömmigkeit und Weisheit hoch verehrte, redete er mehrere Male nach Art der Dichter, gleichsam verzückt, und sprach zu Bergen und Winden, als wären sie einer Seele teilhaftig. Und einmal verwies ich ihn dessen mit Bescheidenheit als eines unheiligen, ja heidnischen Wesens. Da lachte er unerschrocken und sagte: „Weißt du denn nicht, daß der Poverello alle diese Dinge unsere Geschwister nennt und daß er selbst den Vögeln und anderen Tieren gepredigt hat? Wahrlich, ich weiß, daß jedes Gras auf dem Felde heilig und Gott teuer ist. Und auch die Fische, welche doch stumm sind und unter dem Wasser hausen, sind ihm lieb, und der heilige Mann, dessen Namen ich trage, hat ihnen das Evangelium gepredigt."

Auf solche Weise war sein Herz, welches gegen Menschen sich manchmal hart und strenge erwies, jeglicher Art von natürlichen und anmutigen Dingen zugeneigt, wie er denn auch alle Tiere und selbst die kleinen Fliegen und Käfer heilig nannte und mit großer Schonung behandelt hat. Denn er sagte einmal: „Wenn du einem Menschen wehe tust, so kann er dafür Rache nehmen oder kann dir verzeihen. Die unschuldigen Pflanzen und Tiere aber sind von Gott in des Menschen Hand gegeben, daß er sie liebe und mit ihnen wie mit schwächeren Geschwistern lebe. Wenn du einem Menschen Liebes erweisest, so bezahlt dich dafür sein Dank und seine Liebe; wenn du aber einen Käfer, Fisch oder Vogel oder ein Gewächs oder Gesträuch verschonst, ja ihm Liebe zeigst, so tust du es Gott. Und wenn du als ein fromm gestorbener Christ und Prediger vor ihm stehst, so wird er vielleicht dich fragen: Warum denn hast du diesen Wurm zertreten? Warum hast du diese Blume abgebrochen und weggeworfen? Warum hast du diesen Zweig geknickt? Dies alles hast du mir getan."

Vor mehr als zehn Jahren verfaßte Antonio ein sehr langes und schönes Gedicht über die Bienen und ihre Weise, wie sie in Völkern zusammenleben und auf merkwürdige Art den Honig zubereiten. Dies hat er selbst mir vorgelesen, und ich bewunderte die Wahrhaftigkeit und Schönheit seiner Worte sehr. Als ich ihn aber ein andermal fragte, warum er — da doch Gott ihn zu einem Dichter geschaffen habe — nicht lieber das Leiden des Erlösers oder das Leben der seligen Väter besungen habe,

da ward er sehr ernst und verwies mir meine Rede. „Denn siehe," sagte er, „wie sollte ich es wagen, Gott und seine heiligen Namen in Versen zu beschreiben, da mir das kleinste seiner Werke, gleich jenen Bienen, so wunderbar und schwer zu begreifen ist."

Genug jedoch hievon. Ihr wollet vom Hinscheiden des Antonio vernehmen, so schreibe ich denn hierüber noch das Wenige auf, das mir nachträglich zu Ohren kam.

Kurze Zeit, nachdem ich den Sterbenden verlassen hatte, wie es sein eigener Befehl gewesen war, besuchte ihn ein Ziegenhirt aus Torre, und dieser ist bis zum Tode unseres Bruders bei selbigem geblieben. Er fand ihn sehr entkräftet, aber mit offenen Augen liegend, und da er ihn fragte, welcherlei Dienst er ihm erweisen könnte, dankte ihm Bruder Antonio mit schwacher Stimme, jedoch ohne irgendeine Hilfeleistung zu begehren. Und nach einer Weile begann er sehr leise zu sprechen bei vollem Bewußtsein. Er fragte nämlich diesen Hirten nach seiner Herde, und zwar sowohl nach der Zahl seiner Ziegenböcke als nach deren Namen, Alter und Art, nicht anders als ein Hirt mit seinesgleichen redet. Darauf fragte er: „Hast du auch junge Zicklein in deiner Herde?" Welches der Hirt bejahte, und jener nannte ihm verschiedene Kräuter als Heilmittel für junge Tiere, wenn sie krank sind. Und einige von den Kräutern waren dem Ziegenhirten bekannt, einige aber nicht, und diese beschrieb ihm der Sterbende mit äußerster Deutlichkeit.

„Vergiß nicht," sagte er, „daß alle diese Tierlein, sie seien noch so gering, von Gott geschaffen und lebendige Wunder seiner Güte sind. Ihnen mußt du Liebes antun,

nicht mir, denn sieh, ich bin ein zerbrochenes Gefäß, und mein Leben entrinnt als durch eine unheilbare Lücke. Du sollst aber jeden Tag deines Lebens an mich denken, damit du deines Lebens froh seiest, so lange es währt. Denn einst wird auch deine Kraft versiegen, und du wirst den Tod schmecken, welcher bitterer ist, als irgendein Gedanke denken mag. So schwer dein Leben sein möge, Freund, noch viel schwerer und schrecklicher ist der Tod. Dieses wisse und freue dich deiner Tage, solange du des Lebens genießest."

Dann ruhte er lang und seine Kräfte entflohen. Doch redete er noch einmal, und zwar diese seltsamen Worte: „Wer eine Frau begehrt und lieb hat, und er weiß nicht, ob sie ihn wieder begehre, der leidet und hat böse Tage, und jeder Mann erfährt dieses an seinem Herzen. Wer aber Gott begehrt und Gott lieb hat, der leidet schwerer, und sein Leiden endet nicht, da er niemals weiß, ob er der Liebe Gottes gewiß sei."

Nach diesem sprach er nichts mehr. Der Hirt aber erzählt, der Selige habe mit immer klareren Augen um sich geblickt, auch seine eigene Hand eindringlich und gleichsam verwundert betrachtet und dann öftere Male still genickt. Dann habe er auf eine unbeschreiblich gütige und traurig machende Weise gelächelt und sei bald hernach verschieden. Möge er in Frieden ruhen!

Mehr weiß ich über diesen Gegenstand nicht zu berichten. Nehmet dies Wenige mit Güte an und Gott segne Euch! Dies wünscht Euer Diener und Bruder in Jesu

Fra Gennaro

Der Leſer 9
Nocturne 17
Der Korbſtuhl 20
Der Flieger 24
In Bergamo 29
Es war einmal 35
Der Maler 42
Legende vom Feldteufel 49
Zum Gedächtnis 59
Nachtgeſicht 75
Der ſchöne Traum 78
Brief an einen Philiſter 85
Heimat 94
Von der Seele 97
Ein Stück Tagebuch 110
Die ſchöne Wolke 119
Das Nachtpfauenauge 122
Der Tod des Bruders Antonio ... 132

Dieses Buch wurde im Auftrag von Carl Seelig, Zürich, in tausend numerierten Exemplaren gedruckt. Den Druck besorgte die Gesellschaft für graphische Industrie, Wien, auf Japan-Dokumentenpapier der Neusiedler A. G. f. Papierfabrikation, Wien, unter Leitung von Rudolf Geyer, Wien, der auch Einband und Bücherzeichen entworfen hat. Die Einbände fertigte die Großbuchbinderei Hammermann & Co., Wien.

Dieses Exemplar trägt die Nummer